Angenehme

Beschäftigungen

für

kleine Kinder

zur

Bildung des Herzens und Verstandes,

von

einem Kinderfreunde

gesammlet.

Neunte Sammlung.

Lüneburg 1785,

bey Johann Friedrich Wilhelm Lemke.

Angenehme Beschäftigungen

für

kleine Kinder

zur

Bildung des Herzens und Verstandes,

von

einem Kinderfreunde

gesammlet.

Neunte Sammlung.

Lüneburg 1785,

bey Johann Friedrich Wilhelm Lemke.

Angenehme Beschäftigungen für kleine Kinder zur Bildung des Herzens und Verstandes, von einem Kinderfreunde gesammlet.

Neunte Sammlung.

Lüneburg 1785,
bey Johann Friedrich Wilhelm Lemke.

Der
Hochgebohrnen jungen Herrschaft
Herrn Burckhardt Leberecht August,
Fräulein Anna Antoinette Charlotte
Sophie,
Herrn Christian Wilhelm Julius,
Herrn Ludewig Friederich Victor
Hans,
Herrn Joachim Christian Wilhelm
Claus,
Fräulein Gerthrude Helene Elisabeth
Louise,
Herrn Gottlob Friederich Wilhelm,
Fräulein Adelheid Charlotte Sophie,
Fräulein Christina Elisabeth Sophie
Auguste
von Bülow,
den liebenswürdigsten und hofnungsvollen
Kindern
erhabener Eltern
wünsche ich
bey Ueberreichung dieses geringen Neujahrsgeschenks
daß
Dieselben
allezeit

und

auch bey diesem frohen Jahrswechsel zunehmen

an

aller Erkenntniß himmlischer Weisheit,
Alter und Gnade,

bey

Gott und den Menschen,

zu Ihrem eigenen zeitlichen und ewigen

Wohlergehen,

zur

Freude und Zufriedenheit

Ihrer liebenswürdigsten hohen

Eltern,

und zum

fortdauernden Glanz

Ihres berühmten Stammhauses;

und beharre

mit der vollkommensten Ergebenheit

Ihro Hochgebohrnen,

stets schuldigster Diener,

der Verfasser.

Meine

Meine kleinen liebenswürdigen Leser.

Hier liefere ich Ihnen abermals ein Bändchen meiner Beschäftigungen. Nichts macht meinem Herzen mehr Freude, als wenn ich Gelegenheit habe, Ihnen auf eine angenehme und lehrreiche Art nützlich zu werden, kein Wunder also, wenn ich noch immer fortfahre, etwas zur Bildung Ihres Herzens und Verstandes beyzutragen. Sehen Sie dieses Bändchen als ein abermaliges Neujahrsgeschenk an, daß Ihnen ein unbekannter Lehrer macht. Ich weis es wol, man wird es bald überdrüßig, für Kinder ein Werk von vielen Bänden anzuschaffen; denn man liebt zu sehr die Veränderung; allein ich habe dafür geforget, daß es an Mannigfaltigkeit und Abwechselung nicht fehlen soll: daher glaube ich, Ihre geliebten Eltern werden noch ferner fortfah-

ren, Ihnen ein Buch um einen so geringen Preis zu kaufen, welches zur Absicht hat, nicht blos zum Vergnügen und Zeitvertreib zu dienen, sondern mehr Ihren Verstand und Ihr Herz zu bessern. Wie manches Kind, das keine Neigung zu Spielwerken und Tändeleyen hat, weis oft nicht, was es anfangen soll, wenn seine bestimmten Beschäftigungen geendiget sind; es ist allein, ohne Gesellschafter, mag nicht immer lernen, und sehnet sich doch nach einem angenehmen Zeitvertreibe, wie willkommen muß da mein Buch seyn, dessen Inhalt so abwechselnd unterhaltend ist, daß man beym Lesen immer mehr Vergnügen finden wird, gerne noch weiter liest, weil man gerade das findet was man verstehet, und was sich so leicht, so angenehm lesen läßt. Es ist wahr, man hat schon Bücher genug für Kinder, und die meinigen konnten also füglich wegbleiben. Diesen Einwurf habe ich mir bisweilen gemacht, aber er war für mich nicht befriedigend, nicht beruhigend; denn es gibt noch immer eine gute Anzahl Kinder, die meine Beschäftigungen gerne lesen. Wie viel Bücher, dacht' ich zugleich, hat man nicht in jedem Fache! und doch werden jährlich noch immer eine große Menge geschrieben; so müßten auch die überflüßig seyn.

Aber

Aber sie sind es nicht, sondern sie werden gekauft und gelesen. Innige Herzensfreude wird es mir seyn, wenn mir nur einige edle Menschenfreunde ihren liebreichen, aufmunternden Beyfall, so wie bisher geschehen ist, ferner zuwinken; alsdenn verspreche ich Ostern noch ein Bändchen zu liefern. Weder Gewinnsucht noch eitle Ehre sind die Triebfedern meiner Bemühungen. Ich schreibe deswegen gern für Kinder, weil mir diese Beschäftigung so viel Vergnügen macht, und bin gesonnen auch ein Bändchen Kinderbriefe herauszugeben, wenn man meinem Verleger des Absatzes wegen durch hinlängliche Unterzeichnung unterstützen wird. Gott erfülle bey dem Wechsel des Jahrs die Herzen der Jugend mit dem Reichthum seiner Gnade, und gebe, daß sie zunehmen und aufwachsen möge, in aller heilsamen Erkenntniß, in der Liebe zur Tugend und in allen dem, wodurch sie sich zeitlich und ewig glücklich machen kann.

Lüneburg, geschrieben am Schluß des 1784 Jahrs.

Inhalt.

Inhalt.

1. An Gott.
2. Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit.
3. Der Mann im Lehnstuhl und die Knaben.
4. Beschreibung der weißen afrikanischen Ameise.
5. Das Leben der Menschen hat einen großen Werth.
6. Von den schädlichen Folgen der Unreinlichkeit.
7. Trost im Leiden.
8. Ein Wiegenlied.
9. Von der Freundschaft.
10. Auf den Tod eines einzigen Bruders.
11. Von dem großen Werth eines wahren Freundes.
12. Eine Unterredung über das Erdbeben.
13. Der gewünschte Freund.
14. Am Geburtstage seines Vaters.
15. Die Verirrung.
16. Von der Stärkung des Gedächtnisses.
17. Der Geiz.
18. Ein empfindsames Gespräch.
19. Empfindungen einer Tochter, am ersten Tage des Jahrs, ihren Eltern gewidmet.
20. Ein Brief über die zu Paris erfundene Luftmaschine.
21. Der amerikanische Indianer.
22. Gottes Güte ist unendlich.
23. Das gute Gewissen.
24. Ein Brief.
25. Antwort auf vorhergehenden Brief.
26. Auf Weihnachten 1784.
27. Auf Weihnachten 1784
28. Eigensinn.
30. Zur Bildung des sanften Gefühls bey Kindern.
31. Lied, beym Fallen der ersten Schneeflocken.
32. Naturgeschichte des Hummers.
33. Eine Unterredung.
34. Drey schöne Dinge.

---

1. An Gott.

Du bist die Lieb', o Gott! Auch in Gewittern
Glänzt, sie aufs deutlichste —
Wenn Meere brausen, Städt und Berge zittern,
Bist du der Gütigste!

So wie im Sonnenschein, in heitern Lenzen,
Wenn Thal und Wiesen blühn;
Wenn Zephir rauscht, wenn mit des Thaues Glänzen
Sich Felder überziehn.

Wenn Himmelan der Lerche Jubel tönet,
Wenn Liebe seufzend sich
Die Nachtigall nach ihren Gatten sehnet —
Und jeder Wurm um mich.

Lebt er nicht, bloß durch deinen Hauch beseelet?
Und rollt dein Donner nicht
Die Felder zu befruchten? und erzählet
Nicht jedes Tageslicht,

Wie groß du bist und gütig? — Dich erheben
Sey meine höchste Lust!
Umsonst hast du mir nicht Vernunft gegeben;
Umsonst nicht meiner Brust

Ein sanft Gefühl — Mit weit geringern Kräften
Begabtest du das Thier.
Die Fähigkeit zu edleren Geschäften
Hat nur der Mensch zu dir!

O daß er mehr an dich, o Gott, gedächte!
Dich mehr erkennen, dich
Durch Thaten mehr, als Worte, preisen möchte!
Und, o daß ich auch mich

Dir zu Gefallen eifrig stets bestrebte;
Daß ich auch jederzeit
Ich Strahle deines Angesichtes lebte
Und voller Dankbarkeit,

Dich preißte, wenn in schattenreichen Gängen
Im einsam wandele,
Wenn ich dein Lob vernehm' aus den Gesängen
Der Vögel! wenn ich seh

Wie herrlich du die Erd im Frühling schmückest,
Wie du voll Gütigkeit
Auch mich mit täglich neuem Wohl beglückest
Und mit Zufriedenheit! — —

2. Von der Schädlichkeit der Unmäßigkeit.

Ein reicher Mann gab einst seinem Söhnchen an dessen Geburtstage die Erlaubniß, alle seine Gespielen zu einem kleinen Feste einzuladen.

Sie kamen und wurden in einen angenehmen Garten geführt.

Hier trug man alle mögliche Näschereyen auf; Kaffee, Thee, Milch, Bisquit, Komfekt, Kuchen, Erdbeere, Johannisbeere, Kirschen, und was nur die schöne Jahrszeit von Früchten hervorbringt.

Man ließ ihnen dabey alle nur ersinnliche Freyheit, aber die Folgen waren sehr verschieden.

Einige unter ihnen, die sich der Warnung erinnerten, die ihnen ihre Eltern und Aufseher gegeben, waren bescheiden und aßen nicht mehr, als sie glaubten, daß es ihnen zuträglich wäre.

Andere hingegen, die sich der Abwesenheit ihrer Aufseher bedienen wollten, aßen von allem, was ihnen vorgelegt wurde und machten allezeit ihre Teller leer.

Die ersten befanden sich sehr wohl dabey, und genossen des Vergnügens auf den andern Tag, denn

man gab ihnen mit nach Hause, was sie vor sich hatten liegen lassen.

Die letzten waren kaum nach Hause, so empfanden sie Kopfschmerzen, Uebelkeiten, Leibesschmerzen, und andere Uebel, die die Unbegnügsamkeit zu begleiten pflegen.

Einer unter ihnen gestund seinen Fehler, bat um Verzeihung, und zugleich, daß sie den Arzt mögten holen lassen, damit er ihm Arzeney geben möchte.

Er nahm die willig ein, so bitter sie auch schmeckte. Andere die sich widersetzten, wurden so krank, daß sie etliche Wochen lang nicht ausgehen konnten, und beynahe gestorben wären.

3. Der Mann im Lehnstuhle, und die Knaben.

Saß einst in einem Lehnstuhl still
Ein viel gelehrter Mann,
Und um ihn trieben Knaben Spiel,
Und sahn ihn gar nicht an.

Sie spielten aber Steckenpferd
Und ritten hin und her,
Hop! hop! und lachten unerhört
Und triebens Wesen sehr.

Der Alte dacht in seinem Sinn
Die Knaben machen's kraus;
Muß sehen lassen wer ich bin,
Und damit kramt er aus.

Und machte ein gestreng Gesicht,
Und sagte weise Lehr:
Sie spielten fort, als ob da nicht
Mann, Lehr und Lehnstuhl wär.

Da kam die Laus und überlief,
Die Lung und Leber ihm;
Er sprang vom Lehnstuhl auf und rief
Und schallt mit Ungestüm.

Mit dem verdammten Steckenpferd
Was doch die Unart thut!
Ihr Schlingel, haltet ein und hört,
Denn meine Lehr ist gut.

Kann seyn, sprach einer, weis es nicht,
Geht aber uns nicht an,
Da ist ein Pferd, komm, reite mit
So bist du unser Mann.

4. Beschreibung der weißen afrikanischen Ameise.

Die ganze Naturgeschichte, so fruchtbar und ausgebreitet sie auch ist, hat in der thierischen Schöpfung vielleicht kein einziges Beyspiel von einer so wunderbaren Macht, Scharfsinn und klugen Einrichtung aufzuweisen, als man in Heinrich Smeathmans wahrhaftig sonderbaren Nachrichten von den linneischen Thermiten, oder wie die Reisenden sie allgemein nennen, von den weißen Ameisen liest. Die Werke insonderheit, welche diese Insecten zu Stande bringen, übertreffen die Werke der Bienen, Wespen, Biber und anderer Thiere am allerwenigsten eben so sehr, als die Ausgebildesten unter den europäischen Völkern jene Wilde, die am wenigsten kultivirt sind, in ihren Werken übertreffen.

Und wenn man auf den Menschen Rücksicht nimmt, so stehen seine größten Werke, jene stolze Pyramiden, wenn man auch nichts, als ihre Größe in Betrachtung zieht, tief unter den Gebäuden, welche diese Insekten aufführen.

Die Arbeiter unter ihnen, die zu diesem Dienste bestimmt sind, haben kein Viertel eines Zolles in der Länge; aber der Bau, den sie aufführen, erhebt sich zu zehn bis zwölf Schuhen über die Oberfläche der Erde. Setze man die Länge eines Menschen sechs Schuhe, so sind nach der Berechnung Herrn Smeathmanns

athmanns die Gebäude dieser Insekten, in Vergleich mit ihrer und eines Menschen Größe fünfmal höher, als die größten von den egiptischen Piramiden, das ist, sie sind verhältnißmäßig weit über eine halbe Meile hoch. Wir mögen hinzusetzen, daß sie in Ansehung ihres innern Baues und der verschiedenen Glieder und Anordnungen der Theile des Gebäudes, nicht nur die Piramiden, sondern jedes andere Werk von Menschenhänden offenbar übertreffen.

Die bewundernswürdigsten Theile dieser Gebäude sind: die königlichen Wohnungen, die Vorrathskammern, die Wohnungen für die Jungen, die Kammern und Gallerien mit Bögen nebst ihren verschiedenen Durchgängen; die Reihen von Bögen gothischer Art, welche gesprengt, und nicht durch bloße Aushöhlung entstanden sind, und woran einige zwey, drey Schuh hoch sind, doch plötzlich wieder abnehmen; dann die verschiedenen Straßen, die schiefen Treppen, und die Brücken, die aus einem großen Bogen bestehen, um den Weg zu den verschiedenen Theilen des Gebäudes, wohin man sonst nur durch krumme Gänge kömmt, abzukürzen. Diese erstaunlichen Werke, sind die Arbeit von einem Insekte, das kaum einen Viertheil eines Zolles lang ist, und wovon fünf und zwanzig nicht mehr als einen Gran wägen. —

Aber diese und manche andere sonderbare Beyspiele von dem großen Scharfsinn und Kräften dieser Insekten, lassen sich nicht begreifen, ohne die Kupfertafeln

feln zu sehen, worauf diese schwachen Gestalten und dagegen ihre erstaunlichen Werke abgezeichnet sind.

Was die innere Einrichtung dieser emsigen Thiere betrift, so findet man unter ihnen dreyerley Stände, die den Grund einer wohlgeordneten Gemeine ausmachen. Es sind diese erstens die Arbeiter; denn die Soldaten, oder der Wehrstand; diese thun keine Art von Arbeit, und sind ungefähr zweymal so lang und funfzehn mal so dick, als die Arbeitsinsekten, endlich folgen die geflügelten, oder die vollkommenen Insekten, die man den Adel des Staates nennen mag; denn sie arbeiten nicht, und fechten auch nicht, sie sind kaum im Stande sich selbst zu beschützen; sie taugen weiter zu nichts, als Könige oder Königinnen zu werden, und die Natur hat es so geordnet, daß sie in wenig Wochen, nachdem sie zu diesem Stande erhaben werden, auswandern, und entweder neue Königreiche anlegen, oder in zwey bis drey Tagen zu Grunde gehen.

Diese letzt erwähnte Art der weißen Ameisen ist so sehr von den zwey übrigen unterschieden, daß sie bisher nicht für Glieder eben derselben Gesellschaft angesehen worden. Man findet sie auch würklich niemals, als gerade bevor Regenwetter einfällt, in ihrem Neste, alsdann geschiehet ihre letzte Verwandlung, die eine Anstalt zur Anlegung neuer Kolonien ist. Sie gleichen an Größe zweyen Soldaten, und ungefähr dreißig Arbeitern; sie haben vier Flügel, schwärmen

athmanns die Gebäude dieser Insekten, in Vergleich mit ihrer und eines Menschen Größe fünfmal höher, als die größten von den egiptischen Piramiden, das ist, sie sind verhältnißmäßig weit über eine halbe Meile hoch. Wir mögen hinzusetzen, daß sie in Ansehung ihres innern Baues und der verschiedenen Glieder und Anordnungen der Theile des Gebäudes, nicht nur die Piramiden, sondern jedes andere Werk von Menschenhänden offenbar übertreffen.

Die bewundernswürdigsten Theile dieser Gebäude sind: die königlichen Wohnungen, die Vorrathskammern, die Wohnungen für die Jungen, die Kammern und Gallerien mit Bögen nebst ihren verschiedenen Durchgängen; die Reihen von Bögen gothischer Art, welche gesprengt, und nicht durch bloße Aushöhlung entstanden sind, und woran einige zwey, drey Schuh hoch sind, doch plötzlich wieder abnehmen; dann die verschiedenen Straßen, die schiefen Treppen, und die Brücken, die aus einem großen Bogen bestehen, um den Weg zu den verschiedenen Theilen des Gebäudes, wohin man sonst nur durch krumme Gänge kömmt, abzukürzen. Diese erstaunlichen Werke, sind die Arbeit von einem Insekte, das kaum einen Viertheil eines Zolles lang ist, und wovon fünf und zwanzig nicht mehr als einen Gran wägen. —

Aber diese und manche andere sonderbare Beyspiele von dem großen Scharfsinn und Kräften dieser Insekten, lassen sich nicht begreifen, ohne die Kupfertafeln

feln zu sehen, worauf diese schwachen Gestalten und dagegen ihre erstaunlichen Werke abgezeichnet sind.

Was die innere Einrichtung dieser emsigen Thiere betrift, so findet man unter ihnen dreyerley Stände, die den Grund einer wohlgeordneten Gemeine ausmachen. Es sind diese erstens die Arbeiter; denn die Soldaten, oder der Wehrstand; diese thun keine Art von Arbeit, und sind ungefähr zweymal so lang und funfzehn mal so dick, als die Arbeiteinsekten, endlich folgen die geflügelten, oder die vollkommenen Insekten, die man den Adel des Staates nennen mag; denn sie arbeiten nicht, und fechten auch nicht, sie sind kaum im Stande sich selbst zu beschützen; sie taugen weiter zu nichts, als Könige oder Königinnen zu werden, und die Natur hat es so geordnet, daß sie in wenig Wochen, nachdem sie zu diesem Stande erhaben werden, auswandern, und entweder neue Königreiche anlegen, oder in zwey bis drey Tagen zu Grunde gehen.

Diese letzt erwähnte Art der weißen Ameisen ist so sehr von den zwey übrigen unterschieden, daß sie bisher nicht für Glieder eben derselben Gesellschaft angesehen worden. Man findet sie auch würklich niemals, als gerade bevor Regenwetter einfällt, in ihrem Neste, alsdann geschiehet ihre letzte Verwandlung, die eine Anstalt zur Anlegung neuer Kolonien ist. Sie gleichen an Grösse zweyen Soldaten, und ungefähr dreißig Arbeitern; sie haben vier Flügel, schwärmen

damit etliche Stunden herum, verliehren sie dann wieder und werden unzählbaren Vögeln, kriechenden Thieren und Insekten zur Beute; so daß oft unter Millionen, allem Ansehen nach kein einziges Paar gerettet wird, um das erste Gesetz der Natur zu erfüllen und den Grund zu einer neuen Gemeine zu legen. In diesem Zustande fallen viele in die nächsten Gewässer, und werden von den Afrikanern begierig verzehrt. Der Verfasser fand sie niedlich, nahrhaft und gesund, ohne Brühe und andere Beyhülfe der Kochkunst, außer daß sie nach Art des Kaffees geröstet wurden.

Die wenigen glücklichen Paare, welche diese jährliche Niederlage und Zerstörung überleben, werden dem Verfasser zufolge, von einigen Arbeitsinsekten, die immer auf der Oberfläche der Erde herumlaufen, zufälliger Weise gefunden und zu Königen oder Königinnen neuer Staaten erwählet, diejenigen, welche nicht so erwählet und gerettet werden, gehen sicher zu Grunde, und sehr wahrscheinlich an eben demselben oder dem folgenden Tage.

Diese emsigen Geschöpfe nehmen ihren König, oder Königin wider ihre unzähligen Feinde unmittelbar in Schutz, und verschließen sie in eine Kammer von Thon, wo das Werk der Fortpflanzung sogleich anfängt. Sie — diese freywillige Unterthanen — beschäftigen sich denn mit Erbauung hölzener Verpflegungskammern, oder solcher Gemächer, die ganz aus Holz bestehen, und ordentlich mit Gummi zusammen

gefüget

gefüget sind. Darin bringen sie hernach die Eyer, und zwar unverzüglich, sobald sie dieselben von der Königin erhalten können.

Der Verfasser will uns überdies durch sehr scheinbare Gründe überreden, daß sie eine Art von einem Garten anlegen, um den Wachsthum eines gewissen Erdschwammes, den man nur durch ein Vergrößerungsglas sehen kann, zu befördern. Herr König muthmaßet — in einen Versuch über den ostindischen Thermiten, welchen er vor der Gesellschaft der Naturkündiger zu Berlin abgelesen hat — daß dies die Nahrung der Jungen Insekten sey. —

Doch das wunderbarste, und zugleich das bewährteste von der ganzen Geschichte dieser sonderbaren Thierchen, scheint dasjenige zu seyn, was sich auf die Königin oder die Mutter der Gemeine in dem Stande ihrer Schwangerschaft bezieht.

Nach der Befruchtung geht eine außerordentliche Veränderung in ihrem Wesen, oder vielmehr in ihrem Hinterleibe vor. Es schwilt dieser Theil ihres Leibes stufenweise immer mehr auf, und wird endlich so ungeheur groß, daß er 1500 oder gar 2000 mal dicker wird als der übrige Leib. Sie wird tausendmal schwerer, als die andern ihres Gleichen, und zwanzig- oder dreyßigtausendmal übertrift es ein Arbeitsinsekt an Größe. In diesem Stande hat ihr Hinterleib eine wellenförmige Bewegung, wodurch in

einer

einer Zeit von vier und zwanzig Stunden achtzigtausend Eyer von ihr geleget werden. Diese Eyer, sagt Herr Smeathmann, werden gleich durch die Aufwärter — deren immer im königlichen Gemache und in den anliegenden Gallerien zur Aufwartung da sind — ihr von dem Leibe weggenommen und in die Verpflegungskammern geliefert. Hier werden die Jungen ausgebrütet, verpfleget und mit allem dem, was sie bedürfen, besorget, bis sie in den Stand kommen, sich selbst zu verpflegen und an den Arbeiten ihrer Gesellschaft Theil nehmen können.

Es wird viel sonderbares und auffallendes von den großen Verwüstungen angeführet, welche diese mächtige Gesellschaft anrichtet. Sie bauen Straßen oder verdeckte Wege nach allen Richtungen von ihrem Neste aus, und es entkömmt ihnen keine Beute, die in ihrem Bezirke liegt.

Ob sie gleich großes Unheil stiften, so scheint es doch, nach der allgemeinen Einrichtung der Natur zu schließen, daß dasselbe mit dem Guten, welches sie hervor bringen, im Gleichgewichte stehe. Sie zerstören von Grunde aus verstorbene Bäume und andere Dinge, welche, wie der Verfasser anmerket, zu nichts dienen, als durch ihre ekelhafte Hinfälligkeit das Angesicht der Erde zu verunstalten. Ihre Fertigkeit in diesem Geschäfte ist so außerordentlich, und die gänzliche Zerstörung verlassener Städte wird so vollkommen bewerkstelliget, daß in zwey bis drey

Jahren

Jahren ein dicker Wald den Raum erfüllet und keine Spur von einem Hause mehr sichtbar ist. Von den vielen sonderbaren Anekdoten, die Herr Smeathmann von der Policey dieser Insekten anführet, wollen wir nur eine auswählen und abgekürzt hersetzen; sie betrift die verschiedenen Verrichtungen der Arbeiter und der Soldaten, oder der Civil- und Militair-Verrichtung dieser Gesellschaft, auf den Fall, daß es jemand wagen sollte ihr Nest oder ihre Stadt zu erforschen.

Wenn man mit einer Haue oder Axt irgend in einem Theile ihres Baues eine Lücke macht, so erscheint sogleich ein Soldat, und geht um die Oefnung herum, als ob er sehen wollte, ob der Feind weg sey, oder woher der Angrif komme. In kurzer Zeit folgen ihn zwey bis drey andere, und bald hernach eine zahlreiche Truppe, welche so heftige Ausfälle machen, als es immer die Oefnung gestattet. Ihre Anzehl vermehret sich so lange, als jemand fortfährt an ihr Gebäude zu schlagen. Während dieser Zeit sind sie in grösster Unruhe und Bewegung; sie laufen in vollem Getümmel hin und wieder, und einige klopfen mit ihrem Zungengebisse so gewaltig ans Gebäude, daß das Geräusch 3 bis 4 Schuhe weit gehöret wird. Wenn man aufhört sie zu beunruhigen, so ziehen die Soldaten wieder ab, und werden von den Arbeitern abgelöst, welche in verschiedenen Richtungen dem beschädigten Theile des Gebäudes zueilen; jedes Thierchen hat seine Masse

Mörtel der schon gemischt und zurecht gemacht ist in seinem Maule. Ob sie gleich Millionenweise an die Arbeit gehen, so sind sie einander doch nie im Wege, drengen und verwirren sich einander nie, und es erhebt sich allmählig eine Mauer, welche die Lücke wieder ausfüllt. Jede 600 oder 1000 Arbeiter haben einen Soldaten, der so ziemlich einem Bauaufseher ähnlich ist, denn er rührt niemals den Mörtel an, um ihn etwa zu heben oder zu tragen.

Einer von den Soldaten stellt sich dicht an die Mauer hin, die man ergänzet, und macht zu wiederholten malen das obenwähnte Geschrey, welches allemal durch ein lautes Zischen, von allen Arbeitern unter dem Dache beantwortet wird; und bey jedem solchen Zeichen verdoppeln sich sichtbar ihre Schritte und Arbeiten mit neuem Eifer fort.

Wenn das Werk vollendet ist, und ein neuer Angrif geschiehet, so erfolgen allemal wieder eben dieselben Würkungen. Die Soldaten fallen wiederum aus, ziehen sich denn zurück, und auf sie folgen die Arbeiter mit Mörtel beladen, und so thätig und fleißig wie zuvor.

Also, sagt der Verfasser, kann man das Vergnügen, sie zum Gefechte, oder zur Arbeit, wechselweise hervorkommen zu sehen, eben so oft erhalten, als es die Neugierde will, oder die Zeit es erlaubt:

erlaubt: und das wird man jedesmal sicher finden, daß der eine Stand niemals zu fechten, der andere niemals zu arbeiten unternimt, es mag der Nothfall so dringend seyn, als er wolle. —

Die Hartnäckigkeit der Soldaten ist merkwürdig. — Sie fechten auf das äußerste, und wehren sich um einen Zoll Grundes so wohl, daß sie oft die Schwarzen die keine Schuhe tragen, hinwegtreiben, und die Weißen durch ihre Strümpfe sehr blutig beißen.

Die Gebäude dieser geringen Insekten sind so fest gemacht, daß, wenn sie sich nur ein wenig über die Hälfte ihrer gewöhnlichen Höhe erheben, die wilden Stiere jederzeit im Brauch haben als Schildwachen darauf zu stehen, indessen ihre übrige Heerde wiederkäuet. Wenn sie ausgebauet sind, und ihre völlige Höhe von 10 bis 12 Schuhe erreichet haben, so pflegen sich die Europäer dieselben zu Aussichtsplätze zu bedienen, um über die Spitze des Grases wegzusehen, welches hier 13 Schuhe hoch wächst. Der Verfasser dieser Beschreibung ist mit vier Männern auf der Spitze einer dieser Gebäude gestanden, um die Aussicht auf ein Schiff zu gewinnen, das herankommen sollte.

---

5. Das Leben des Menschen hat einen großen Werth.

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Ist des tiefsten, wärmsten Wunsches werth;
Sagt das nicht der schwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Sagt das nicht der Säugling in der Wiege,
Wenn der kalte Schauer ihn befällt
Und der Todeskampf die kleinen Züge,
Jedes lächeln, jeden Reiz entstellt?

Sagt das nicht mit sanften Flehn die Taube,
Wenn des Geyers Mordsucht sie bedroht?
Sagt das nicht der kleinste Wurm im Staube?
Ach! sich windend leidet er den Tod.

Selbst das Daseyn, nur des Lebens Schatten,
Ist dem Kranken immer noch ein Gut:
Selbst die Gräserhalmen auf den Matten
Sterben traurig unter Sonnenglut.

Und aus Gräbern unterm dichten Moose,
Drängen Blumen eilend sich hervor.
Zwischen Dornen hebt die junge Rose
Froh ihr glühendes Gesicht hervor.

Zwar uns Armen drohen tausend Plagen
Von der Wiege bis zum frühen Grab;
Aber tausend, tausend Freuden sagen,
Daß ein guter Gott das Leben gab.

Und gerührt im mütterlichen Herzen,
Steht am Wege die Glückseligkeit:
Trauert wenn wir wählen bittere Schmerzen,
Statt des Segens den sie hold uns beut.

Trauert, daß uns Wahn und Stolz bethören,
Wenn uns glücklich seyn die Schöpfung lehrt
Daß wir ihren süßten Ruf nicht hören,
Und verkennen unsern eig'nen Wehrt.

Beut dem Hirten hinter seiner Heerde
Wie dem Fürsten ihre Freuden dar;
Liebt noch immer ihre kleine Erde,
Die ihr Sitz in goldenen Zeiten war.

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Werth, daß Dank in unsern Adern schlägt;
Fühlt das nicht, auch bey der kleinsten Haabe,
Wer ein reines Herz im Busen trägt?

6. Von den schädlichen Folgen der Unreinlichkeit.

Hans war ein treflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern.

Nur einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darinne, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurück fiel.

Dafür mußt' er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nemlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind ist günstig und das Schiff zum Absegeln sey bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken.

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrak der Vater,

da

da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den lie berlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm stand!

Die Strümpfe hingen ihn bis auf die Schuh her= unter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich, denn jeder= mann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so unordentlichen Knaben, gleichfalls sehr unordentlich seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinen Sohn litte: und dieser böser Name würde ihm großen Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein besser Kleid, aber unglücklicher Weise war dieses bey dem Schneider, weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und unverletzt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe, der arme Hans hingegen, der sich unter allen am meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an, sich so ernst= lich vorgenommen, sich der Ordnung und der Rein= lichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch übertroffen habe.

5. Das Leben des Menschen hat einen großen Werth.

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Ist des tiefsten, wärmsten Wunsches werth;
Sagt das nicht der schwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Sagt das nicht der Säugling in der Wiege,
Wenn der kalte Schauer ihn befällt
Und der Todeskampf die kleinen Züge,
Jedes lächeln, jeden Reiz entstellt?

Sagt das nicht mit sanften Flehn die Taube,
Wenn des Geyers Mordsucht sie bedroht?
Sagt das nicht der kleinste Wurm im Staube?
Ach! sich windend leidet er den Tod.

Selbst das Daseyn, nur des Lebens Schatten,
Ist dem Kranken immer noch ein Gut:
Selbst die Gräserhalmen auf den Matten
Sterben traurig unter Sonnenglut.

Und aus Gräbern unterm dichten Moose,
Drängen Blumen eilend sich hervor.
Zwischen Dornen hebt die junge Rose
Froh ihr glühendes Gesicht hervor.

Zwar uns Armen drohen tausend P'agen
Von der Wiege bis zum frühen Grab;
Aber tausend, tausend Freuden sagen,
Daß ein guter Gott das Leben gab.

Und gerührt im mütterlichen Herzen,
Steht am Wege die Glückseligkeit:
Trauert wenn wir wählen bittere Schmerzen,
Statt des Segens den sie hold uns beut.

Trauert, daß uns Wahn und Stolz bethören,
Wenn uns glücklich seyn die Schöpfung lehrt
Daß wir ihren süßten Ruf nicht hören,
Und verkennen unsern eig'nen Wehrt.

Beut dem Hirten hinter seiner Heerde
Wie dem Fürsten ihre Freuden dar;
Liebt noch immer ihre kleine Erde,
Die ihr Sitz in goldenen Zeiten war.

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Werth, daß Dank in unsern Adern schlägt;
Fühlt das nicht, auch bey der kleinsten Haabe,
Wer ein reines Herz im Busen trägt?

6. Von den schädlichen Folgen der Unreinlichkeit.

Hans war ein trefflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern.

Nur einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darinne, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurück fiel.

Dafür mußt' er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nemlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind ist günstig und das Schiff zum Absegeln sey bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken.

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrak der Vater,

da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den lie
derlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm stand!

Die Strümpfe hingen ihn bis auf die Schuh her:
unter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste
war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte
die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich, denn jeder:
mann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so
unordentlichen Knaben, gleichfalls sehr unordentlich
seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinen Sohn
litte: und dieser böser Name würde ihm großen
Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein besser Kleid, aber
unglücklicher Weise war dieses bey dem Schneider,
weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und
unverletzt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe,
der arme Hans hingegen, der sich unter allen am
meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an, sich so ernst:
lich vorgenommen, sich der Ordnung und der Rein:
lichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur
seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch
übertroffen habe.

7. Trost im Leiden.

Erheb' dich, armer Christ! und fliehe
Der schwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führts doch endlich herrlich aus.
Er kennt den Weg zur süßen Freude,
Ermuntre dich, sey still! und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den niemand weis, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld erblicket,
So mußt du still und ruhig seyn.
Das Traurgewölk wird sich verziehen
Dein Morgenroth im Osten glühen.

Bald strahlt die Sonn der reifen Freude,
Und lächelt dich von Morgen her;
Und auf der klaren Himmelsbreite
Erblickest du kein Wölkchen mehr;
Dann wandelst du den Pfad der Freuden,
Und weist von keinen bangen Leiden.

Ists eine Sünde, die dich quälet,
Und drütt dich eine schwere That?
Hast du sie dann mit Reu erzählet
Dem, der die Welt erlöset hat?
Nichts ist so schwer, er kanns vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh hin in deine stille Kammer.
Wirf dich vor dem Erlöser hin,
Und klag ihn deinen großen Jammer,
Erheitre den bewölkten Sinn
Versprich von nun an fromm zu leben
Nach reiner Tugend treu zu streben.

Dann kann die Lieb den Kummer lindern
Die Liebe löscht der Höllen Glut,
Sie kann den Zorn des Höchsten mindern
Die Lieb bezahlt vergoßnes Blut,
Nur blos durch sie kann Gott vergeben,
Die Liebe schaft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebst, dann floß vergebens
Auf Golgatha, das Bundes Blut
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht,

Ein Herz wie Diamanten Felsen
Kann echte Lieb wie Wachs zerschmelzen.

Drum weihe jede Lebensstunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
Ein ewges Opferfeuer seyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb verfeinert unser Leben,
Und macht es immer geistiger
Sie kann uns höhre Kräfte geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher
Sie ist der Geister wahre Sonne
Und tröstet sie mit ewiger Wonne.

8. Wiegenlied.

Schlaf wol, mein Kind! was weineſt du?
Was trübt dich ſo geſchwind? —
Sieh, deine Mutter deckt dich zu:
O weine nicht, mein Kind!

Sanft wallen deine Tage hin,
Im Paradieſes-Licht:
Kein Böſes quält noch deinen Sinn
Das böſe kennſt du nicht.

Wirſt aber einſt mit Engelſchmerz
So manches Böſe ſehn!
Behalte nur dein frommes Herz,
Dem Böſen zu entgehn.

Indeß mein Kind! o ſchlummre wol
Ach weine nicht ſo ſehr!
Wenn einſt die Tugend weinen ſoll
Dann weine deſto mehr.

9. Von der Freundschaft.

Wie selig ist ein Mensch, dem sich ein Freund ergiebt,
Der auch zum Himmel will, der auch das Gute liebt;
Der in der frohen Zeit, sein Glück mit ihm empfindet
Der sein verwundtes Herz, erquicket und verbindet!

So gefährlich der Umgang mit Lasterhaften ist; so glücklich macht uns die Geselligkeit und Freundschaft edelgesinnter Menschen, welche mit uns gleiche Gesinnungen haben, und eben den Weg der Tugend wandeln, den wir betreten. In sich selbst schon nimmt der Mensch den Trieb zur Geselligkeit wahr, und dieser Trieb ist fast so allgemein, daß man selten eine Ausnahme wahrnehmen wird. Wer sich alles Umgangs enthält, gewiß der besitzt nicht viel Menschlichkeit. Und wie herrlich und gut ist diese Neigung, so ferne sie nur nicht in Fehler ausartet, wodurch das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft gestöhret werden kann. Viel zu dürftig und zu ohnmächtig ist der Mensch, als daß er sich allein, ohne Hülfe anderer, erhalten, und seine Bequemlichkeiten verfolgen könnte. Wir brauchen zu viel zur Erhaltung und Unterstützung des Lebens, als daß wir nicht den Beystand anderer nöthig hätten. Diese Nothwendigkeit verbindet nun die Menschen gemeinschaftlich mit einander zu arbeiten, Bündnisse oder Verträge mit einander aufzurichten, und durch Dienstfertigkeiten

fertigkeiten verbunden, mit herablassenden Gefälligkeiten einander die Widerwärtigkeiten zu erleichtern, womit dieses irdische Leben vereinigt ist. Was kann nun mehr dieser Absicht entsprechen, als jenes uneigennützige Bestreben, aus Liebe und Achtung gegen alles was Mensch ist, sich dienstfertig zu beweisen? Und dieses nennt man Menschenfreundlichkeit im Allgemeinen. Uebt man dieses Bestreben aber aus gegen Personen, die, vermöge der äußern Lage, Umständen, Verbindungen, besonders gegen uns erwiesenen Gefälligkeiten, und Uebereinstimmung der Denkungsarten, einen nähern Anspruch auf unsre Bereitwilligkeit zu helfen und zu dienen haben, so heißt das Freundschaft im genauern; und wählt man sich aus diesen Freunden einen zum vorzüglichen Freunde, das ist zum Führer, Rathgeber und Beyspiel, so ist das Freundschaft im genauesten Verstande. — Und dies thut auch der Jüngling.

Freundschaft, wenn sie ächter Art seyn soll, muß daher folgende drey Eigenschaften besitzen; erstlich muß sie zwey oder mehrere Personen, so feste mit einander verbinden, daß sie einen gerechten Antheil an ihren beyderseitigen, theils traurigen, theils frölichen Begebenheiten nehmen; fürs zweyte müssen sie einen herzlichen, innigen, aber dabey unschuldigen Umgang mit einander pflegen; und endlich gegenseitig in unverbrüchlicher Treue diese zärtliche Neigung — ich meyne die Liebe — zur Freundschaft fortsetzen.

Wir müssen also, um das Glück der Freundschaft zu genießen, nicht für uns allein leben; abgesondert von den schuldlosen Freuden und Ergötzlichkeiten der menschlichen Gesellschaft; abgesondert von dem Umgange mit Menschen aus Vorurtheil, und strafbarer Blödigkeit. Dies machte uns fähig, uns in die Classe jener unglücklichen Misanthropen versetzt zu sehen, welche sich selbst, und der Gesellschaft zur Last fallen, in welcher sie sind. O wie wenig genießen solche Menschen die Freuden der Gefälligkeit; wie wenig das süße und heitere in Gottes Natur! wie wenig schauen sie die Güte Gottes! wie wenig Nuzen erzeugen sie der Menschheit! wie wenig Beyspiel zur Tugend werden sie, da sie die Gelegenheiten hiezu, so schnöde vernachlässigen! — Aber nicht fähiger noch geschickter zur Freundschaft sind jene Menschen, welche nur für sich zu leben gedenken. Wir haben, sagen sie, nicht Ursache an den Schicksalen anderer Menschen Antheil zu nehmen. Sind solche wol dem Werthe einer Schlange gleich? diese gewährt doch ihrem Verpfleger Nutzen. — Einer Blume? die erzeugt nicht allein Vergnügen durch ihre schönen Farben, sondern sie reizt beym lieblichen Geruche den sie giebt, den Menschen zur Anerkennung eines höchsten Wesens, und zur Dankbarkeit gegen dasselbe. Aber solche Menschen, was nützen sie? In dem Gedanken, daß sie blos für ihr geliebtes Ich zu sorgen hätten, leben sie der Ewigkeit entgegen, und am Ende ihrer Tage, wenn sie einen Blick in die Vergangenheit

gangenheit thun, erkennen sie sich in der traurigsten Lage. Leer an guten Gesinnungen; leer an gemeinnüßiger Thätigkeit; leer an Früchten. — Können solche Wesen Anspruch machen auf Belohnungen und Freuden jener Welt? Unglück und Glück, Freude und Traurigkeit, müssen Freunde mit einander genießen, weil die Freundschaft sie in eine Art gegenseitiger Verbindung gesetzt hat. Erhält ein Freund von der gütigen Vorsicht unerwartet Segen, Ueberfluß seiner irrdischen Bedürfnisse, so wirds die Probe ächter Freundschaft, wenn sein Freund Antheil daran hat. Und dieses ist Wille unsers Gottes; deutlich erkennen wir dies, wenn wir bemerken, daß nie die Freude über unsre vermehrten Glücksgüter so groß ist, wenn nicht wenigstens ein Freund sich des Genusses mit erfreuen kann. Versetzet den allerglücklichsten Menschen in eine von Mitmenschen ganz leere Wüste; gewiß er wird sich bey allen seinen Schätzen für unglücklich halten, wünschen wird er, weniger zu haben, und dieses Glück mit andern theilen zu können. Dann wird erst unser Glück uns fühlbar, wenn wir dem Freunde sagen: wir sind glücklich; dann entstehet in uns eine doppelte Freude, die vorher nur halb empfunden wurde. Jetzt erhält der Freund die Nachricht von seiner besserern Beförderung; und mit offenen Armen eilt er mir entgegen, um mir sein Glück zu sagen, und jetzt fühlt er mehr, als er erst fühlte, da er diese angenehme Nachricht erhielt. Aber nicht allein das Glück sondern auch das Unglück muß von

der

der Freundschaft getheilet werden. So lange es uns wohl gehet, so lange finden sich noch immer Freunde, die ächte Liebe gegen uns zu haben scheinen; So bald aber leidenvolle Tage kommen, so bald fällt der Schein, und nur der Uneigennützige, der Edle, bleibt veste, steht uns bey, reicht uns seine Hände: Hingegen derjenige, der blos die Larve der Freundschaft hätte, weicht und geht zurücke. Ach! welch ein Glück, im Unglücke einen aufrichtigen, treumeynenden Freund zu haben! Diesem können wir unsere Noth offenherzig klagen; unsre Thränen in seinen Schooß fließen lassen; ihn um Hülfe anflehen; und dann ist unser Leiden weniger kränkend. Nur halb fühlen wir unsre Noth, wenn wir sehen, daß unser Freund uns des Mitleids nicht unwürdig hält. Und von wie vielen Uebeln werden wir uns nicht bald durch einen weisen und klugen Gebrauch der Umstände befreyet sehen, wenn uns ein Redlicher unterstützt. War David nicht glücklich bey seiner Verfolgung, als er einen rechtschaffnen Mann zum Freunde hatte? „So wahr der „Herr lebet, so sprach er, und so wahr mein Herr „der König lebt, an welchem Ort der König mein „Herr seyn wird, es gerathe zum Tode, oder zum „Leben, da wird dein Knecht auch seyn.„ Und wie edel waren Ruths Gesinnungen? „Rede mir nicht „drein, wo du hingehest, da will ich auch hingehen. „Wo du bleibest, da bleibe ich auch; wo du stirbest, da sterbe ich auch.

Aber unser Umgang in der Freundschaft muß auch unschuldig und christlich seyn. Nichts müssen wir, was der Tugend auch nur im Geringsten nachtheilig werden kann, von unserm Freunde fordern; Unsre Liebe zu ihm muß dergleichen Begehren unterdrücken, weil seine Gewissensruhe gestört würde. Allein hier ists, wo wir zu oft fehlen. Wir fordern von unserm Freunde mehr als wir zu fordern das Recht haben; Aus Liebe zu uns soll er sich zu Niederträchtigkeiten die seiner Würde schimpflich und ehrlos sind, herablassen. Und weil wir vielleicht zu Niederträchtigkeiten geneigt sind; so verlangen wir, daß der andere eben solche Neigungen sich erzeugen lassen möge. Welche Unbilligkeit! und doch lehrt leider die traurige Erfahrung, daß viele Freundschaften aus dem Grunde, weil der eine zu solchen unedlen Gesinnungen nicht geneigt werden wollte, ihre Endschaft erreichen. Nein, sie muß sich auf ächte Tugend und auf das Christenthum gründen. Fordert zum Beyspiel der Jüngling etwas der Sittsamkeit, Ehrbarkeit, Keuschheit des weiblichen Geschlechts unanständiges von seiner Freundin: so ist die Achtung und Freundschaft nicht edel, nein lasterhaft ist sie, und dieser Hang zu unanständigem Fordern des Jünglings verdient nicht den ehrwürdigen Namen der Freundschaft. So machen es Räuber, die haben gewisse Bündnisse unter sich, aber nicht gegenseitige Schätzung, blos gleiche Gefahr hält sie zusammen. Dann nur findet sie statt, wenn man sich gemeinschaftlich bestrebt, sich

einer Zeit von vier und zwanzig Stunden achtzigtausend Eyer von ihr geleget werden. Diese Eyer, sagt Herr Smeathmann, werden gleich durch die Aufwärter — deren immer im königlichen Gemache und in den anliegenden Gallerien zur Aufwartung da sind — ihr von dem Leibe weggenommen und in die Verpflegungskammern geliefert. Hier werden die Jungen ausgebrütet, verpfleget und mit allem dem, was sie bedürfen, besorget, bis sie in den Stand kommen, sich selbst zu verpflegen und an den Arbeiten ihrer Gesellschaft Theil nehmen können.

Es wird viel sonderbares und auffallendes von den großen Verwüstungen angeführet, welche diese mächtige Gesellschaft anrichtet. Sie bauen Straßen oder verdeckte Wege nach allen Richtungen von ihrem Neste aus, und es entkömmt ihnen keine Beute, die in ihrem Bezirke liegt.

Ob sie gleich großes Unheil stiften, so scheint es doch, nach der allgemeinen Einrichtung der Natur zu schließen, daß dasselbe mit dem Guten, welches sie hervor bringen, im Gleichgewichte stehe. Sie zerstören von Grunde aus verstorbene Bäume und andere Dinge, welche, wie der Verfasser anmerket, zu nichts dienen, als durch ihre ekelhafte Hinfälligkeit das Angesicht der Erde zu verunstalten. Ihre Fertigkeit in diesem Geschäfte ist so außerordentlich, und die gänzliche Zerstörung verlassener Städte wird so vollkommen bewerkstelliget, daß in zwey bis drey

Jahren

Jahren ein dicker Wald den Raum erfüllet und keine Spur von einem Hause mehr sichtbar ist. Von den vielen sonderbaren Anekdoten, die Herr Smeathmann von der Policey dieser Insekten anführet, wollen wir nur eine auswählen und abgekürzt hersetzen; sie betrift die verschiedenen Verrichtungen der Arbeiter und der Soldaten, oder der Civil- und Militair-Verrichtung dieser Gesellschaft, auf den Fall, daß es jemand wagen sollte ihr Nest oder ihre Stadt zu erforschen.

Wenn man mit einer Haue oder Axt irgend in einem Theile ihres Baues eine Lücke macht, so erscheint sogleich ein Soldat, und geht um die Oefnung herum, als ob er sehen wollte, ob der Feind weg sey, oder woher der Angrif komme. In kurzer Zeit folgen ihn zwey bis drey andere, und bald hernach eine zahlreiche Truppe, welche so heftige Ausfälle machen, als es immer die Oefnung gestattet. Ihre Anzehl vermehret sich so lange, als jemand fortfährt an ihr Gebäude zu schlagen. Während dieser Zeit sind sie in grösster Unruhe und Bewegung; sie laufen in vollem Getümmel hin und wieder, und einige klopfen mit ihrem Zungengebisse so gewaltig ans Gebäude, daß das Geräusch 3 bis 4 Schuhe weit gehöret wird. Wenn man aufhört sie zu beunruhigen, so ziehen die Soldaten wieder ab, und werden von den Arbeitern abgelöst, welche in verschiedenen Richtungen dem beschädigten Theile des Gebäudes zueilen; jedes Thierchen hat seine Masse

Mörtel der schon gemischt und zurecht gemacht ist in seinem Maule. Ob sie gleich Millionenweise an die Arbeit gehen, so sind sie einander doch nie im Wege, drengen und verwirren sich einander nie, und es erhebt sich allmählig eine Mauer, welche die Lücke wieder ausfüllt. Jede 600 oder 1000 Arbeiter haben einen Soldaten, der so ziemlich einem Bauaufseher ähnlich ist, denn er rührt niemals den Mörtel an, um ihn etwa zu heben oder zu tragen.

Einer von den Soldaten stellt sich dicht an die Mauer hin, die man ergänzet, und macht zu wiederholten malen das oberwähnte Geschrey, welches allemal durch ein lautes Zischen, von allen Arbeitern unter dem Dache beantwortet wird; und bey jedem solchen Zeichen verdoppeln sich sichtbar ihre Schritte und Arbeiten mit neuem Eifer fort.

Wenn das Werk vollendet ist, und ein neuer Angrif geschiehet, so erfolgen allemal wieder eben dieselben Würkungen. Die Soldaten fallen wiederum aus, ziehen sich denn zurück, und auf sie folgen die Arbeiter mit Mörtel beladen, und so thätig und fleißig wie zuvor.

Also, sagt der Verfasser, kann man das Vergnügen, sie zum Gefechte, oder zur Arbeit, wechselweise hervorkommen zu sehen, eben so oft erhalten, als es die Neugierde will, oder die Zeit es erlaubt:

erlaubt: und das wird man jedesmal sicher finden, daß der eine Stand niemals zu fechten, der andere niemals zu arbeiten unternimt, es mag der Nothfall so dringend seyn, als er wolle. —

Die Hartnäckigkeit der Soldaten ist merkwürdig. — Sie fechten auf das äußerste, und wehren sich um einen Zoll Grundes so wohl, daß sie oft die Schwarzen die keine Schuhe tragen, hinwegtreiben, und die Weißen durch ihre Strümpfe sehr blutig beißen.

Die Gebäude dieser geringen Insekten sind so fest gemacht, daß, wenn sie sich nur ein wenig über die Hälfte ihrer gewöhnlichen Höhe erheben, die wilden Stiere jederzeit im Brauch haben als Schildwachen darauf zu stehen, indessen ihre übrige Heerde wiederkäuet. Wenn sie ausgebauet sind, und ihre völlige Höhe von 10 bis 12 Schuhe erreichet haben, so pflegen sich die Europäer dieselben zu Aussichtsplätze zu bedienen, um über die Spitze des Grases wegzusehen, welches hier 13 Schuhe hoch wächst. Der Verfasser dieser Beschreibung ist mit vier Männern auf der Spitze einer dieser Gebäude gestanden, um die Aussicht auf ein Schiff zu gewinnen, das heranskommen sollte.

---

5. Das Leben des Menschen hat einen großen Werth.

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Ist des tiefsten, wärmsten Wunsches werth;
Sagt das nicht der schwache Greis am Stabe,
Der den Tod mit Zittern kommen hört?

Sagt das nicht der Säugling in der Wiege,
Wenn der kalte Schauer ihn befällt
Und der Todeskampf die kleinen Züge,
Jedes lächeln, jeden Reiz entstellt?

Sagt das nicht mit sanften Flehn die Taube,
Wenn des Geyers Mordsucht sie bedroht?
Sagt das nicht der kleinste Wurm im Staube?
Ach! sich windend leidet er den Tod.

Selbst das Daseyn, nur des Lebens Schatten,
Ist dem Kranken immer noch ein Gut:
Selbst die Gräserhalmen auf den Matten
Sterben traurig unter Sonnenglut.

Und aus Gräbern unterm dichten Moose,
Drängen Blumen eilend sich hervor.
Zwischen Dornen hebt die junge Rose
Froh ihr glühendes Gesicht hervor.

Zwar uns Armen drohen tausend Plagen
Von der Wiege bis zum frühen Grab;
Aber tausend, tausend Freuden sagen,
Daß ein guter Gott das Leben gab.

Und gerührt im mütterlichen Herzen,
Steht am Wege die Glückseligkeit:
Trauert wenn wir wählen bittere Schmerzen,
Statt des Segens den sie hold uns beut.

Trauert, daß uns Wahn und Stolz bethören,
Wenn uns glücklich seyn die Schöpfung lehrt
Daß wir ihren süßten Ruf nicht hören,
Und verkennen unsern eig'nen Wehrt.

Beut dem Hirten hinter seiner Heerde
Wie dem Fürsten ihre Freuden dar;
Liebt noch immer ihre kleine Erde,
Die ihr Sitz in goldenen Zeiten war.

Ja das Leben ist des Himmels Gabe,
Werth, daß Dank in unsern Adern schlägt;
Fühlt das nicht, auch bey der kleinsten Haabe,
Wer ein reines Herz im Busen trägt?

---

6. Von den schädlichen Folgen der Unreinlichkeit.

Hans war ein treflicher Junge; lernte fleißig, und war folgsam seinen Eltern und Lehrern.

Nur einen Fehler hatte er an sich, und der bestand darinne, daß er in allen seinen Sachen, besonders in seiner Kleidung sehr unordentlich war.

Oft hatte man ihn deswegen getadelt, und dieser Tadel that ihm oft so weh, daß er Thränen darüber vergoß: aber die Unordentlichkeit war ihm schon so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er immer wieder in denselben Fehler zurück fiel.

Dafür mußt' er einst durch den Verlust eines großen Vergnügens büßen.

Sein Vater hatte nemlich ihm und seinen Brüdern längst versprochen, einmal mit ihnen eine angenehme Lustreise von Hamburg nach Stade auf der Elbe zu machen.

Auf einmal hieß es: der Wind ist günstig und das Schiff zum Absegeln sey bereit.

Wie frohlockte da die ganze Gesellschaft! und wie eilte jeder, sich zu dieser längst gewünschten Reise anzuschicken.

Alle waren jetzt bereit; aber wie erschrak der Vater,

da ihm Hans in die Augen fiel, und da er den lie
berlichen Anzug bemerkte, worin er vor ihm stand!

Die Strümpfe hingen ihn bis auf die Schuh her-
unter, die Beinkleider hatten große Löcher, die Weste
war mit Dinte beschmutzt, und an dem Rocke fehlte
die Hälfte der Knöpfe.

Ihn so mitzunehmen, war unmöglich, denn jeder-
mann würde geglaubt haben, daß der Vater eines so
unordentlichen Knaben, gleichfalls sehr unordentlich
seyn müsse, weil er diesen Fehler an seinen Sohn
litte: und dieser böser Name würde ihm großen
Schaden zugezogen haben.

Nun hatte zwar Hans noch ein besser Kleid, aber
unglücklicher Weise war dieses bey dem Schneider,
weil er kurz vorher es eben so zugerichtet hatte.

Was geschah also?

Die Brüder, deren Wäsche und Kleidung rein und
unverletzt waren, giengen mit dem Vater zu Schiffe,
der arme Hans hingegen, der sich unter allen am
meisten dazu gefreuet hatte, mußte zu Hause bleiben.

Man sagt, er habe von der Zeit an, sich so ernst-
lich vorgenommen, sich der Ordnung und der Rein-
lichkeit zu befleißigen, daß er nachher es nicht nur
seinen Brüdern gleich gethan, sondern sie sogar noch
übertroffen habe.

7. Trost im Leiden.

Erheb' dich, armer Christ! und fliehe
Der schwarzen Sorgen Trauerhaus.
Was hilft dir deine bange Mühe?
Gott führts doch endlich herrlich aus.
Er kennt den Weg zur süßen Freude,
Ermuntre dich, sey still! und leide!

Wenn dich geheimer Kummer drücket,
Den niemand weis, als Gott allein;
Wenn dich kein Stern der Huld erblicket,
So mußt du still und ruhig seyn.
Das Traurgewölk wird sich verziehen
Dein Morgenroth im Osten glühen.

Bald strahlt die Sonn der reifen Freude,
Und lächelt dich von Morgen her;
Und auf der klaren Himmelsbreite
Erblickest du kein Wölkchen mehr;
Dann wandelst du den Pfad der Freuden,
Und weist von keinen bangen Leiden.

Ists eine Sünde, die dich quälet,
Und drükt dich eine schwere That?
Hast du sie dann mit Reu erzählet
Dem, der die Welt erlöset hat?
Nichts ist so schwer, er kanns vergeben,
Er kann den Stein vom Herzen heben.

Geh hin in deine stille Kammer.
Wirf dich vor dem Erlöser hin,
Und klag ihn deinen großen Jammer,
Erheitre den bewölkten Sinn
Versprich von nun an fromm zu leben
Nach reiner Tugend treu zu streben.

Dann kann die Lieb den Kummer lindern
Die Liebe löscht der Höllen Glut,
Sie kann den Zorn des Höchsten mindern
Die Lieb bezahlt vergoßnes Blut,
Nur blos durch sie kann Gott vergeben,
Die Liebe schaft ein neues Leben.

Wenn du nicht liebst, dann floß vergebens
Auf Golgatha, das Bundes Blut
Und alle Thaten deines Lebens
Sind Höhlen, wo ein Drache ruht,

Ein Herz wie Diamanten Felsen
Kann echte Lieb wie Wachs zerschmelzen.

Drum weihe jede Lebensstunde
Mit Thaten warmer Liebe ein,
Die Liebe laß im Seelengrunde
Ein ewges Opferfeuer seyn,
Das jeden Odemzug belebe,
Und jeder Tugend Hoheit gebe.

Die Lieb verfeinert unser Leben,
Und macht es immer geistiger
Sie kann uns höhre Kräfte geben,
Macht uns der Gottheit ähnlicher
Sie ist der Geister wahre Sonne
Und tröstet sie mit ewiger Wonne.

8. Wiegenlied.

Schlaf wol, mein Kind! was weinest du?
Was trübt dich so geschwind? —
Sieh, deine Mutter deckt dich zu:
O weine nicht, mein Kind!

Sanft wallen deine Tage hin,
Im Paradieses-Licht:
Kein Böses quält noch deinen Sinn
Das böse kennst du nicht.

Wirst aber einst mit Engelschmerz
So manches Böse sehn!
Behalte nur dein frommes Herz,
Dem Bösen zu entgehn.

Indeß mein Kind! o schlummre wol
Ach weine nicht so sehr!
Wenn einst die Tugend weinen soll
Dann weine desto mehr.

9. Von der Freundschaft.

Wie selig ist ein Mensch, dem sich ein Freund ergiebt,
Der auch zum Himmel will, der auch das Gute liebt;
Der in der frohen Zeit, sein Glück mit ihm empfindet
Der sein verwundtes Herz, erquicket und verbindet!

So gefährlich der Umgang mit Lasterhaften ist; so glücklich macht uns die Geselligkeit und Freundschaft edelgesinnter Menschen, welche mit uns gleiche Gesinnungen haben, und eben den Weg der Tugend wandeln, den wir betreten. In sich selbst schon nimmt der Mensch den Trieb zur Geselligkeit wahr, und dieser Trieb ist fast so allgemein, daß man selten eine Ausnahme wahrnehmen wird. Wer sich alles Umgangs enthält, gewiß der besitzt nicht viel Menschlichkeit. Und wie herrlich und gut ist diese Neigung, so ferne sie nur nicht in Fehler ausartet, wodurch das Glück und die Ruhe der menschlichen Gesellschaft gestöhret werden kann. Viel zu dürftig und zu ohnmächtig ist der Mensch, als daß er sich allein, ohne Hülfe anderer, erhalten, und seine Bequemlichkeiten verfolgen könnte. Wir brauchen zu viel zur Erhaltung und Unterstützung des Lebens, als daß wir nicht den Beystand anderer nöthig hätten. Diese Nothwendigkeit verbindet nun die Menschen gemeinschaftlich mit einander zu arbeiten, Bündnisse oder Verträge mit einander aufzurichten, und durch Dienstfertigkeiten

fertigkeiten verbunden, mit herablassenden Gefälligkeiten einander die Widerwärtigkeiten zu erleichtern, womit dieses irdische Leben vereinigt ist. Was kann nun mehr dieser Absicht entsprechen, als jenes uneigennützige Bestreben, aus Liebe und Achtung gegen alles was Mensch ist, sich dienstfertig zu beweisen? Und dieses nennt man Menschenfreundlichkeit im Allgemeinen. Uebt man dieses Bestreben aber aus gegen Personen, die, vermöge der äußern Lage, Umständen, Verbindungen, besonders gegen uns erwiesenen Gefälligkeiten, und Uebereinstimmung der Denkungsarten, einen nähern Anspruch auf unsre Bereitwilligkeit zu helfen und zu dienen haben, so heißt das Freundschaft im genauern; und wählt man sich aus diesen Freunden einen zum vorzüglichen Freunde, das ist zum Führer, Rathgeber und Beyspiel, so ist das Freundschaft im genauesten Verstande. — Und dies thut auch der Jüngling.

Freundschaft, wenn sie ächter Art seyn soll, muß daher folgende drey Eigenschaften besitzen; erstlich muß sie zwey oder mehrere Personen, so feste mit einander verbinden, daß sie einen gerechten Antheil an ihren beyderseitigen, theils traurigen, theils frölichen Begebenheiten nehmen; fürs zweyte müssen sie einen herzlichen, innigen, aber dabey unschuldigen Umgang mit einander pflegen; und endlich gegenseitig in unverbrüchlicher Treue diese zärtliche Neigung — ich meyne die Liebe — zur Freundschaft fortsetzen.

Wir müssen also, um das Glück der Freundschaft zu genießen, nicht für uns allein leben; abgesondert von den schuldlosen Freuden und Ergötzlichkeiten der menschlichen Gesellschaft; abgesondert von dem Umgange mit Menschen aus Vorurtheil, und strafbarer Blödigkeit. Dies machte uns fähig, uns in die Classe jener unglücklichen Misanthropen versetzt zu sehen, welche sich selbst, und der Gesellschaft zur Last fallen, in welcher sie sind. O wie wenig genießen solche Menschen die Freuden der Gefälligkeit; wie wenig das süße und heitere in Gottes Natur! wie wenig schauen sie die Güte Gottes! wie wenig Nuzen erzeugen sie der Menschheit! wie wenig Beyspiel zur Tugend werden sie, da sie die Gelegenheiten hiezu, so schnöde vernachlässigen! — Aber nicht fähiger noch geschickter zur Freundschaft sind jene Menschen, welche nur für sich zu leben gedenken. Wir haben, sagen sie, nicht Ursache an den Schicksalen anderer Menschen Antheil zu nehmen. Sind solche wol dem Werthe einer Schlange gleich? diese gewährt doch ihrem Verpfleger Nutzen. — Einer Blume? die erzeugt nicht allein Vergnügen durch ihre schönen Farben, sondern sie reizt beym lieblichen Geruche den sie giebt, den Menschen zur Anerkennung eines höchsten Wesens, und zur Dankbarkeit gegen dasselbe. Aber solche Menschen, was nützen sie? In dem Gedanken, daß sie blos für ihr geliebtes Ich zu sorgen hätten, leben sie der Ewigkeit entgegen, und am Ende ihrer Tage, wenn sie einen Blick in die Vergangenheit

gangenheit thun, erkennen sie sich in der traurigsten Lage, Leer an guten Gesinnungen; leer an gemeinnüßiger Thätigkeit; leer an Früchten. — Können solche Wesen Anspruch machen auf Belohnungen und Freuden jener Welt? Unglück und Glück, Freude und Traurigkeit, müssen Freunde mit einander genießen, weil die Freundschaft sie in eine Art gegenseitiger Verbindung gesetzt hat. Erhält ein Freund von der gütigen Vorsicht unerwartet Segen, Ueberfluß seiner irrdischen Bedürfnisse, so wirds die Probe ächter Freundschaft, wenn sein Freund Antheil daran hat. Und dieses ist Wille unsers Gottes; deutlich erkennen wir dies, wenn wir bemerken, daß nie die Freude über unsre vermehrten Glücksgüter so groß ist, wenn nicht wenigstens ein Freund sich des Genusses mit erfreuen kann. Versetzet den allerglücklichsten Menschen in eine von Mitmenschen ganz leere Wüste; gewiß er wird sich bey allen seinen Schätzen für unglücklich halten, wünschen wird er, weniger zu haben, und dieses Glück mit andern theilen zu können. Dann wird erst unser Glück uns fühlbar, wenn wir dem Freunde sagen: wir sind glücklich; dann entstehet in uns eine doppelte Freude, die vorher nur halb empfunden wurde. Jetzt erhält der Freund die Nachricht von seiner besserern Beförderung; und mit offenen Armen eilt er mir entgegen, um mir sein Glück zu sagen, und jetzt fühlt er mehr, als er erst fühlte, da er diese angenehme Nachricht erhielt. Aber nicht allein das Glück sondern auch das Unglück muß von

der

der Freundschaft getheilet werden. So lange es uns wohl gehet, so lange finden sich noch immer Freunde, die ächte Liebe gegen uns zu haben scheinen; So bald aber leidenvolle Tage kommen, so bald fällt der Schein, und nur der Uneigennützige, der Edle, bleibt veste, steht uns bey, reicht uns seine Hände: Hingegen derjenige, der blos die Larve der Freundschaft hätte, weicht und geht zurücke. Ach! welch ein Glück, im Unglücke einen aufrichtigen, treumeynenden Freund zu haben! Diesem können wir unsere Noth offenherzig klagen; unsre Thränen in seinen Schooß fließen lassen; ihn um Hülfe anflehen; und dann ist unser Leiden weniger kränkend. Nur halb fühlen wir unsre Noth, wenn wir sehen, daß unser Freund uns des Mitleids nicht unwürdig hält. Und von wie vielen Uebeln werden wir uns nicht bald durch einen weisen und klugen Gebrauch der Umstände befreyet sehen, wenn uns ein Redlicher unterstützt. War David nicht glücklich bey seiner Verfolgung, als er einen rechtschaffnen Mann zum Freunde hatte? „So wahr der „Herr lebet, so sprach er, und so wahr mein Herr „der König lebt, an welchem Ort der König mein „Herr seyn wird, es gerathe zum Tode, oder zum „Leben, da wird dein Knecht auch seyn.„ Und wie edel waren Ruths Gesinnungen? „Rede mir nicht „drein, wo du hingehest, da will ich auch hingehen. „Wo du bleibest, da bleibe ich auch; wo du stirbest, da sterbe ich auch.

Aber unser Umgang in der Freundschaft muß auch unschuldig und christlich seyn. Nichts müssen wir, was der Tugend auch nur im Geringsten nachtheilig werden kann, von unserm Freunde fordern; Unsre Liebe zu ihm muß dergleichen Begehren unterdrücken, weil seine Gewissensruhe gestört würde. Allein hier ists, wo wir zu oft fehlen. Wir fordern von unserm Freunde mehr als wir zu fordern das Recht haben; Aus Liebe zu uns soll er sich zu Niederträchtigkeiten die seiner Würde schimpflich und ehrlos sind, herablassen. Und weil wir vielleicht zu Niederträchtigkeiten geneigt sind; so verlangen wir, daß der andere eben solche Neigungen sich erzeugen lassen möge. Welche Unbilligkeit! und doch lehrt leider die traurige Erfahrung, daß viele Freundschaften aus dem Grunde, weil der eine zu solchen unedlen Gesinnungen nicht geneigt werden wollte, ihre Endschaft erreichen. Nein, sie muß sich auf ächte Tugend und auf das Christenthum gründen. Fordert zum Beyspiel der Jüngling etwas der Sittsamkeit, Ehrbarkeit, Keuschheit des weiblichen Geschlechts unanständiges von seiner Freundin: so ist die Achtung und Freundschaft nicht edel, nein lasterhaft ist sie, und dieser Hang zu unanständigem Fordern des Jünglings verdient nicht den ehrwürdigen Namen der Freundschaft. So machen es Räuber, die haben gewisse Bündnisse unter sich, aber nicht gegenseitige Schätzung, blos gleiche Gefahr hält sie zusammen. Dann nur findet sie statt, wenn man sich gemeinschaftlich bestrebt, sich

ewig

ewig glücklich zu machen. Nicht muß sich unsere Liebe, Achtuug blos auf die gegenwärtige Welt beziehen; Nein auf die künftige. Hier stiften wir ein Bündniß, das in der Ewigkeit soll fortgesetzet werden, welches zwar durch den Tod getrennet; aber nicht gänzlich aufgehoben, sondern in dem Himmel wieder erneuert wird. Leben wir also mit und unter einander als Freunde, so leben wir als Freunde für die Ewigkeit geschaffen. Hieraus folget, daß unser Umgang in der Freundschaft unschuldig und tadelsfrey seyn muß. Die Hauptabsicht bey der Freundschaft ist, nicht sowol die Beförderung unserer zeitlichen Ruhe dauerhaft, sondern vielmehr jenes ewig fortdauernde Glück völlig sicher zu machen. Das Seelenwohl unsers Freundes muß uns so sehr am Herzen liegen, als seine gegenwärtigen Glücksumstände. Wir müssen Lehrer, Führer, Beyspiel unsern Freunden werden, und ein Gleiches von ihnen zu erwarten haben. Sehen wir unsern Freund fehlen; so muß es uns eben so schmerzen, als ob wir gefehlt. Mit aller Sanftmuth müssen wir daher ihn zu bessern, und auf den Weg der Tugend zurück zubringen suchen. Wir selbst irren, und uns übereilt ein Fehler, ehe wirs vermuthen: Wir müssen also auch, wenn uns unser Freund Fehler mit Liebe vorhält, nicht mürrisch darüber werden — vielweniger dürfen wir ihn desfals unsre Freundschaft aufkündigen, sondern ihn um desto höher schätzen, daß er Muth und Aufrichtigkeit genug

gehabt

gehabt hat, uns zu warnen und brüderlich zu erinnern. Wenn wir von dieser Seite die Freundschaft betrachten, wie reizend muß sie uns nicht werden! Und wie mehr anziehender, wenn wir sie in ihrer Dauer und Beständigkeit erblicken? Schätzen wir nicht diejenigen glücklich, die sich auf immer lieben, und das Bündniß der Freundschaft immer mehr und mehr bevestigen? Klar ists also, daß zur Freundschaft besonders eine unveränderliche Treue gehöre. Lehrt aber hier abermals die traurige Erfahrung nicht, das viele, viele Freundschaften selten von Dauer sind? Woher kommt dieser Fehler? Vorzüglich aus der immer nicht mit Vorsicht und Weisheit begleiteten Wahl der Freunde, und in dem fehlerhaften Umgange mit ihnen. Will man eine Freundschaft von Dauer unterhalten, so bemerke man folgende Regeln:

Wähle nicht übereilend — wähle mit Vorsicht. Du siehest jemand zum erstenmal, sein Wesen, seine gefällige Miene zieht dich an ihn, du unterhältst dich mit ihm — Du findest in seiner Unterredung was reizendes, und schließst sogleich; dies muß im Umgange ein trefflicher Mann seyn, du schenkst ihm dein Herz, deine völlige Liebe — Er erwiedert und versichert dir hingegen das nemliche — du freust dich einen gefunden zu haben, der deiner Liebe würdig ist, — aber ist er auch deiner Vertraulichkeit werth, mit welcher du in künftigen

gen Tagen mit ihm zu leben gedenkst? — Hier sey vorsichtig. Vertraue ihm anfänglich geringe Sachen an, und siehe, was für einen Gebrauch er von deiner Offenheit macht. Vielleicht ist er das nicht, wofür du ihn hältst — Vielleicht besitzt er die Kunst der Verstellung, und lauert blos auf, dich zu hintergehen, und je nachdem sein Herz ist, zu schaden. Vielleicht hieltest du ihn für einen ächten Freund der Menschheit, für einen rechtschaffenen Christen, davon er nur den Schein angenommen, und daher unter der Larve der Freundschaft dich betrügen wollte. Man muß also niemanden sein Herz schenken, als dem, dessen Gesinnungen und Denkungsart wir kennen.

Werde aber auch bey einer geringen Beleidigung nicht gleichgültig, und zerreiße das Band der Freundschaft. Dein Freund hat dich beleidiget und vielleicht aus Uebereilung, aus Unwissenheit — und schon fängst du an ihn in deinem Herzen zu hassen, — schon suchst du einen neuen — und fliehst seinen Umgang. Aber welche Unbilligkeit! Würklich du verlangst von deinem Freunde mehr, als er leisten kann, und als er selbst von uns verlanget. Bist du denn von allen Fehlern des Verstandes und Willens frey? Kannst du dich keiner Beleidigung gegen deinen Freund erinnern? — Strafte er dich damals auch so hart, wie du es thust? Dein Freund soll vielleicht besser seyn als du. Aber, hier verräthst du deine

Thorheit. Engel können unsre Freunde nicht seyn. Ferner

Besitze selbst ein Herz, das der Freundschaft fähig ist. Wir beklagen uns über den Mangel wahrer Freunde — Aber sind wir auch selbst zu einem vertraulichen Umgange geschickt? Besitzen wir das zur Freundschaft Erforderliche? — Sind unsere Gesinnungen rein und christlich? Sind unsere Absichten uneigennützig? Ist unsere Liebe aufrichtig? Sind wir das, oder im Gegentheil wir bestreben uns das zu werden, so finden wir alsdann gewiß Herzen von gleichen Gesinnungen. Und endlich

Muß man bey der Freundschaft nicht niederträchtig seyn, und die Achtung die man seinem Freunde schuldig ist, aus den Augen setzen. Ueberaus schädlich ja beleidigend ist jenes Vorurtheil, da man glaubt, daß unser Freund sich alles gefallen lassen müßte, wenn man auch gleich nicht immer die Regeln der Bescheidenheit und Artigkeit beobachtete. Nein, theuer und werth muß uns ein Freund seyn, und da er vorzüglich unsre Achtung verdient, so müssen wir dahin sehen, daß wir ihn bey jeder Gelegenheit thätig davon überzeugen. Je mehr Achtung in der Freundschaft; je länger die Dauer.

So bestrebe dich, Jüngling, und ihr übrigen jungen Bewohner der Erde, bestrebet euch nach einer ächten reinen Freundschaft. Bildet euer junges Herz

so, daß es eines vertrauten Umgangs fähig wird; dann werdet ihr auch Seelen finden, die sich mit euch vereinigen, und euch ihrer Liebe würdig schätzen, und so muß euer Leben Hand in Hand auf Blumenwegen sanft dahin fließen.

---

10. Auf den Tod eines einzigen Bruders, im August 1784.

Und nun auf dieser ganzen weiten Erde
Jetzt keinen Bruder mehr?
Und diese ganze weite Erde,
Für mich jetzt freudenleer? —
Das Einzige, was Er ihr noch gelassen
Sein heilger Hügel, nun auch fern von mir,
Nun nicht bey mir, um meine Thränen auf-
zufassen,
Zu jammern theures Grab bey dir! —
Denn jammern muß ich, du hast mich verlassen
Gefährte, den mir Gott geschenkt,
Hast deinen Fuß von unserm Pfade abgelenkt.
Mein Bruder! und wir giengen
So friedlich doch den schweren Weg — um-
fiengen
Einander

Einander — Bruder und Bruder — göttli-
chen Frieden
Empfanden, nach sieben Jahren — in unsrer Brust
Aufs neue himmlische Genügsamkeit.

Und zehn Tage waren kaum vergangen
Als du auf ewig von mir giengest. —
Läßt mich allein, wenn auf den dunkeln Wegen
Gefahr und nächtlich Grauen dräut;
Und niemand mir auf morschen Stegen
Die brüderlichen Hände beut.

O wenn der Tod mit meinem Leben ränge
Und wie er dich bezwang, mich auch bezwänge!
Ja, ja ich folgte dir, und dränge
Voll Angst durch aller Gräber Nacht.
Es sollten da des Todtenreiches weite Hallen
Vom Rufe deines Namens wiederschallen
Und fänd ich dich — sprich! welche Macht
Entriß dich mir? Nein, nein,
Auf ewig wärst du wieder mein!

Doch nein! im Reiche dunkler Schatten
Da bist du nicht,
Neuer Sonnenstrahlen Licht
Blitzt dir schon ins Angesicht,

Selige die dich erwartet hatten,
Lächeln himmlisch ihren Segen
Dir entgegen;
Grüßen dich den Ueberwinder
Grüßen ihren Bruder dich:
„Glorie ihr Gotteskinder
„Diesem neuen Ueberwinder
„Der wie wir als Christ erblich!
„Herein, herein in unsre Chöre
„Vollendeter! Unsterblichkeit und Ruhm und Ehre
„Erwarten dich!„

O bist du da, Geliebter! bist du da
So find ich dich dereinst auch wieder,
O Herrlichkeit die nie die Erde sah!
Dort oben finden sich zwey Brüder
Zur ewigen Umarmung wieder.
Wer weis wie nahe mir?
Das Ziel das du so früh erblicket,
Wer weis wie bald? so hat der Tod auch mir
Wie dir die Lampe ausdrücket.

11. Von dem großen Werthe eines wahren Freundes.

Jeannot und Colin lernten, beyde zu gleicher Zeit lesen bey dem Schulmeister des Dorfs. Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Daseyn einem braven Ackersmanne.

Diese beyde Knaben liebten sich sehr, nur dann sah man sie recht vergnügt, wenn sie beysammen waren; mußten sie sich trennen, so war's ihnen beyden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beynahe verflossen, als der Schneider dem jungen Jeannot ein Kleid von Sammet, mit einer goldgestickten Weste, und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte. Der zur Ueberschrift hatte: an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersichtig darüber: Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr, etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fieng an — o der Unverständige! alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapost mit einem zweyten Brief an den jungen Herrn Marki von Jeannotiere an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinete. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Diese plötzliche Veränderung war daher gekommen.

Jeannot, der Vater, hatte durch allerley Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammen gebracht. Er kaufte sich darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn denn, den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an, hieß er der Marki von Jeannotiere.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöhten Freund, noch eben so zärtlich, wie zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Herr Marki von Jeannotiere wollte nun seinem Sohne eine glänzende Erziehung geben: aber seine Frau Gemahlin wollte es nicht zulassen.

Er verwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nichts als Ueberdruß, Ekel und Reue zurück ließen, indeß seine unverständigen Eltern eben so viel darauf gehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Wittwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere sich selbst zuzueignen, und in der Absicht den jungen Marki zu heyrathen.

Der Marki und die Markisin, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Dame in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beyden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon nahm der Marki die Glückwünschungen seiner sogenannten Freunde, in Gegenwart seiner künftigen Gemahlin an, als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz außer Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was sie sich wol nicht haben träumen lassen. Die Gerichtsdiener leeren das Haus Ihres Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeit,

und man spricht sogar von Gefängniß. Ich für mein Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie erwiederte die Dame, und setzen sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bediente waren davon gelaufen, und hatten so viel sie konnten mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beystand, ohne Trost, weinend über ihre Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief der junge Marki ihr zu, meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird Ihnen mit ihrem Vermögen beyspringen. Ich eile sie herzuführen.

Er gieng; aber wie erstaunte er, da die falsche Geliebte ihm folgendermaßen empfieng:

„Wie Herr Marki, sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht so seine Mutter im Stiche zu lassen? Geschwind kehren sie wieder zu ihr zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr noch immer gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen andern vorziehen werde."

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickt er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die warmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfingen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, wenn sie könnten, ließen ihn aber leer von sich gehn.

Einige Zeit hernach schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Markis war jetzt der klägslichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit, sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollte er anfangen?

Indem er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten schwer bepackten Reisewagen herbeyrollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger grob gekleideter Mann, mit einem runden frischen Gesichte, aus welchem Gerechtigkeit und Freude strahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug gieng langsam genug, um dem reisenden Mann Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

„Himmel! rief er plötzlich aus, was seh ich? Ist das nicht Jeannot; Ja wahrhaftig er ists!“

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen Satz aus dem Wagen, und hieng seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehen.

Jetzt erkannte er ihn; es war Colin! Thränen der Reue und Scham benetzten sein Angesicht; er war unfähig ein Wort hervor zu bringen.

Du bist mir untreu worden, sagte Colin; aber sey du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle drey gehen jetzt zu Fuß voran, das Gepäcke folget ihnen nach.

Wem gehöret denn die Bagage, fragte Jeannot: Ist sie die Ihrige?

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau.

Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer große Schmelzhütte."

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheyrathet; wir arbeiten viel und Gott segnet uns. Wir haben unsere Art zu leben nicht geändert, sind glücklich und wollen gern unsern Freund Jeannot helfen."

„Aber du mußt nicht mehr Marki seyn; hörst du! Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr wehrt als alle Herrlichkeit dieser Welt."

„Du sollst mit nach unserm Vaterlande ziehen; da will ich dir mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben."

Jeannot war außer sich; er fühlte ein ums andere Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham; und sagte zu sich selbst:

„Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt, haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kommt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft."

Colin merkte, daß das Schicksal seines Vaters seinem Freunde auf dem Herzen lag, und sagte daher:

„Für deine Mutter soll sogleich gesorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrift, so verstehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreyen.“

Würklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinen Eltern in ihr gemeinschaftliches Vaterland, ihre Titel ließen sie zurück, und fiengen an ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heyrathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen.

12. Das Erdbeben.

Eine Unterredung zwischen dem Hofmeister und seinen Zöglingen Carl, Wilhelm und Philipp.

Carl.

Weist du was lieber Wilhelm? Da habe ich einen recht guten Einfall, der uns gewiß viel Vergnügen schaffen wird, wenn unser Hofmeister nur die Güte haben will, denselben auszuführen. Du weist, er pflegt sich in den Abendstunden beym Spaziergehen oder auf der Stube mit uns in ein lehrreiches Gespräch einzulassen, um, wie er sagt, unsere jugendlichen Kräfte anzustrengen etwas nützliches zu lernen; und er fordert uns nach der Reihe auf, zu diesen Unterredungen Anlaß zu geben. Heute muß ich also den Ton angeben, und da habe ich bereits eine halbe Stunde hin und her gedacht, und doch hat mir nichts beyfallen wollen. Ganz von ungefähr schlage ich ein auf dem Tisch liegendes Buch auf, und da fällt mir das durch Erdbeben verwüstete Lima in die Augen. Gut, dachte ich, man meldet jetzt in den Zeitungen so viel traurige Folgen des Erdbebens; ich will also bitten, daß diese fürchterliche Naturbegebenheit der Inhalt unserer Unterredung seyn möge. Was denkst du davon?

Wilhelm.

Wilhelm.

Ein vortreflicher Einfall! Komm Brüderchen, laß dich umarmen! Ja, da werden wir Wunderdinge hören. Wir werden die wahren Ursachen dieser schrecklichen und alles verwüstenden Naturbegebenheit lernen, die wir noch nicht kennen. Und wie manche Frage wird uns bey dieser Unterredung nicht einfallen, deren Beantwortung für uns von großem Nutzen seyn wird? O wann doch erst die Stunde da wäre! Aller Zeitvertreib, so reizend er mir auch ehemals war, hat seinen ganzen Werth bey mir verlohren, seitdem unser neuer Hofmeister es eingeführet hat, uns in den Erholungsstunden auf unsern Spaziergängen zu begleiten, und sich mit uns in die angenehmsten Unterredungen einzulassen.

Philipp.

Ja, ich dächte gar! — Nein, mir währt die Zeit allemal lang, wenn ich da so mit herum schlentern muß, und die Beine werden mir so müde, daß ich oft auf dem halben Weg wieder umkehren möchte, wenn es der Wohlstand nur erlaubte, und ich nicht aus Gehorsam mit fort müßte. Spielen ist doch immer ein beßrer Zeitvertreib, als immer plaudern und zuhören. Mir wird die Zeit dabey unendlich lang. —

Carl.

Schäme dich, Philipp. Warlich, ich habe Mitleiden mit deiner Schwachheit, und deine Kindheit entschuldiget einigermaßen deine Denkungsart, sonst wärest du in der That strafbar. Wozu haben wir Verstand bekommen? Etwa, daß wir die Zeit, die so kostbar ist, und so schnell forteilet zu vertändeln und mit Thorheiten gleichsam zu tödten? Nein, mein Lieber, wir sollen sie brauchen, unsern Verstand sollen wir immer mehr zu erweitern suchen, indem wir von einer Kenntniß zur andern fortschreiten. Und wenn wir recht viel wissen, so können wir dadurch uns und unsern Nächsten recht nützlich werden. Aber beym Spiel bleibt man immer einfältig und lernt tausend Dinge nicht kennen, die doch um der Menschen willen von Gott erschaffen worden sind.

Philipp.

Du redest so altklug wie ein Professor. Ich sehe das noch nicht ein, daß das Spiel nicht die angenehmste Zeitverkürzung seyn sollte. Vielleicht, wenn ich älter werde, werde ich auch so klug als du jetzt bist. Jetzt wünschte ich also man erlaubte mir meine unschuldigen Freuden und ließ mich nach Gefallen spielen.

Wilhelm.

Bist du doch ein kleiner Affe, Philipp. Kennst du diese possierlichen Thiere, die in vielen Stücken

so, daß es eines vertrauten Umgangs fähig wird; dann werdet ihr auch Seelen finden, die sich mit euch vereinigen, und euch ihrer Liebe würdig schätzen, und so muß euer Leben Hand in Hand auf Blumenwegen sanft dahin fließen.

---

10. Auf den Tod eines einzigen Bruders, im August 1784.

Und nun auf dieser ganzen weiten Erde
Jetzt keinen Bruder mehr?
Und diese ganze weite Erde,
Für mich jetzt freudenleer? —
Das Einzige, was Er ihr noch gelassen
Sein heilger Hügel, nun auch fern von mir,
Nun nicht bey mir, um meine Thränen auf-
zufassen,
Zu jammern theures Grab bey dir! —
Denn jammern muß ich, du hast mich verlassen
Gefährte, den mir Gott geschenkt,
Hast deinen Fuß von unserm Pfade abgelenkt.
Mein Bruder! und wir giengen
So friedlich doch den schweren Weg — um-
fiengen
Einander

Einander — Bruder und Bruder — göttli-
chen Frieden
Empfanden, nach sieben Jahren — in unsrer Brust
Aufs neue himmlische Genügsamkeit.

Und zehn Tage waren kaum vergangen
Als du auf ewig von mir giengest. —
Läßt mich allein, wenn auf den dunkeln Wegen
Gefahr und nächtlich Grauen dräut;
Und niemand mir auf morschen Stegen
Die brüderlichen Hände beut.

O wenn der Tod mit meinem Leben ränge
Und wie er dich bezwang, mich auch bezwänge!
Ja, ja ich folgte dir, und dränge
Voll Angst durch aller Gräber Nacht.
Es sollten da des Todtenreiches weite Hallen
Vom Rufe deines Namens wiederschallen
Und fänd ich dich — sprich! welche Macht
Entriß dich mir? Nein, nein,
Auf ewig wärst du wieder mein!

Doch nein! im Reiche dunkler Schatten
Da bist du nicht,
Neuer Sonnenstrahlen Licht
Blitzt dir schon ins Angesicht,

Selige die dich erwartet hatten,
Lächeln himmlisch ihren Segen
Dir entgegen;
Grüßen dich den Ueberwinder
Grüßen ihren Bruder dich:
„Glorie ihr Gotteskinder
„Diesem neuen Ueberwinder
„Der wie wir als Christ erblich!
„Herein, herein in unsre Chöre
„Vollendeter! Unsterblichkeit und Ruhm und Ehre
„Erwarten dich!„

O bist du da, Geliebter! bist du da
So find ich dich dereinst auch wieder,
O Herrlichkeit die nie die Erde sah!
Dort oben finden sich zwey Brüder
Zur ewigen Umarmung wieder.
Wer weis wie nahe mir?
Das Ziel das du so früh erblicket,
Wer weis wie bald? so hat der Tod auch mir
Wie dir die Lampe ausdrücket.

11. Von dem großen Werthe eines wahren Freundes.

Jeannot und Colin lernten, beyde zu gleicher Zeit lesen bey dem Schulmeister des Dorfs. Jeannot war der Sohn eines Mannes, der mit Mauleseln handelte; Colin hingegen verdankte sein Daseyn einem braven Ackersmanne.

Diese beyde Knaben liebten sich sehr, nur dann sah man sie recht vergnügt, wenn sie beysammen waren; mußten sie sich trennen, so war's ihnen beyden so bange ums Herz, daß man sie oft mit Thränen von einander scheiden sah.

Ihre Schuljahre waren beynahe verflossen, als der Schneider dem jungen Jeannot ein Kleid von Sammet, mit einer goldgestickten Weste, und einen Brief von seinem abwesenden Vater brachte. Der zur Ueberschrift hatte: an den jungen Herrn von Jeannotiere.

Colin bewunderte das schöne Kleid, und war ganz und gar nicht eifersichtig darüber: Jeannot machte von der Zeit an ihm ein vornehmes Gesicht, und darüber betrübte sich der gute Junge.

Von nun an gab Jeannot sich gar keine Mühe mehr, etwas zu lernen, brachte seine meiste Zeit vor dem Spiegel zu, und fieng an — o der Unverständige! alle andere Leute gegen sich gering zu schätzen.

Einige Zeit hernach kam ein Kammerdiener auf Extrapost mit einem zweyten Brief an den jungen Herrn Marki von Jeannotiere an.

Dieser Brief enthielt einen Befehl des Herrn Vaters an den Herrn Sohn nach Paris zu kommen.

Jeannot stieg in die Kutsche, indem er mit vornehmer Miene dem armen Colin die Hand reichte, als wenn er ihn seiner Gnade versichern wollte.

Colin fühlte sein Nichts, und weinete. Jeannot fuhr in aller Pracht seiner neuen Herrlichkeit davon.

Diese plötzliche Veränderung war daher gekommen.

Jeannot, der Vater, hatte durch allerley Ränke in kurzer Zeit unermeßliche Reichthümer zusammen gebracht. Er kaufte sich darauf in den Adelstand, und da hieß man ihn denn, den Herrn von Jeannotiere.

Er kaufte sich bald darauf ein Markisat; und von der Zeit an, hieß er der Marki von Jeannotiere.

So standen nun die Sachen, da er seinen Sohn, den jungen Marki von Jeannotiere, zu sich kommen ließ.

Colin liebte seinen erhöhten Freund, noch eben so zärtlich, wie zuvor; er schrieb ihm einen Glückwunschbrief: aber der junge Marki antwortete ihm nicht. Colin wurde vor Betrübniß darüber krank.

Der Herr Marki von Jeannotiere wollte nun seinem Sohne eine glänzende Erziehung geben: aber seine Frau Gemahlin wollte es nicht zulassen.

Er verwendete große Summen, um sich nichtswürdige Vergnügungen zu erkaufen, welche in seiner wüsten Seele nichts als Ueberdruß, Ekel und Reue zurück ließen, indeß seine unverständigen Eltern eben so viel darauf gehen ließen, um für Leute von Stande gehalten zu werden.

Eine junge Wittwe von Stande, die nur wenig Vermögen besaß, faßte den großmüthigen Entschluß, die großen Reichthümer des Herrn von Jeannotiere sich selbst zuzueignen, und in der Absicht den jungen Marki zu heyrathen.

Der Marki und die Markisin, welche von den Gesinnungen der Dame gegen ihren Sohn unter der Hand benachrichtiget waren, schätzten sich glücklich, mit einer so vornehmen Dame in Verbindung zu gerathen, und nahmen den Vorschlag mit beyden Händen an.

Schon war der Tag zur Hochzeit festgesetzt, schon nahm der Marki die Glückwünschungen seiner sogenannten Freunde, in Gegenwart seiner künftigen Gemahlin an, als plötzlich der Kammerdiener seiner Frau Mutter ganz außer Athem ins Zimmer trat.

Was giebts? rief ihm der junge Marki entgegen.

Etwas, antwortete der Kammerdiener, was sie sich wol nicht haben träumen lassen. Die Gerichtsdiener leeren das Haus Ihres Vaters aus. Die Gläubiger bemächtigen sich aller seiner Habseligkeit,

und man spricht sogar von Gefängniß. Ich für mein Theil eile zurück, um mich für meine Dienste bezahlt zu machen.

Ich muß doch sehen, sagte der junge Marki, was das ist, wovon der Kerl da träumt.

Ja, gehen Sie erwiederte die Dame, und setzen sie den unverschämten Kerlen die Köpfe zurecht. Geschwind Marki!

Der Marki lief, kam an, und fand, daß sein Vater schon in Verhaft genommen war. Alle Bediente waren davon gelaufen, und hatten so viel sie konnten mit sich genommen.

Er fand seine Mutter ganz allein, ohne Beystand, ohne Trost, weinend über ihre Thorheiten und über ihr jetziges Elend.

Verzweifeln Sie nicht, rief der junge Marki ihr zu, meine Braut liebt mich unaussprechlich. Sie ist großmüthig, und wird Ihnen mit ihrem Vermögen beyspringen. Ich eile sie herzuführen.

Er gieng; aber wie erstaunte er, da die falsche Geliebte ihm folgendermaßen empfieng:

„Wie Herr Marki, sind Sie's? Was wollen Sie hier? Ists recht so seine Mutter im Stiche zu lassen? Geschwind kehren sie wieder zu ihr zurück! Sagen Sie ihr, daß ich ihr noch immer gut bin; daß ich eine Kammerfrau nöthig habe, und daß ich sie allen andern vorziehen werde."

Der Marki stand wie versteinert da; mit dem bittersten Unwillen blickt er auf sie herab, verließ sie, und eilte nach denen, welche seines Vaters Vermögen hatten verzehren helfen, und die er deswegen für die warmsten Freunde seiner Familie hielt.

Diese empfingen ihn mit erzwungener Höflichkeit, versprachen ihm zu dienen, wenn sie könnten, ließen ihn aber leer von sich gehn.

Einige Zeit hernach schienen sie ihn gar nicht mehr zu kennen.

Der Zustand des armen Markis war jetzt der klägslichste von der Welt. Ohne Mittel und ohne alle Geschicklichkeit, sich seinen Unterhalt zu erwerben, was sollte er anfangen?

Indem er eines Tages ganz verzweiflungsvoll herumirrt, sieht er einen alten schwer bepackten Reisewagen herbeyrollen, und hinter ihm vier eben so schwer beladene Lastwagen.

In der alten Reisekutsche saß ein junger grob gekleideter Mann, mit einem runden frischen Gesichte, aus welchem Gerechtigkeit und Freude strahlten.

Sein kleines braunes Weibchen, eben so grob gekleidet, als er, saß neben ihm.

Der Zug gieng langsam genug, um dem reisenden Mann Zeit zu lassen, den schwermuthsvollen Marki mit Gemächlichkeit zu betrachten.

„Himmel! rief er plötzlich aus, was seh ich? Ist das nicht Jeannot; Ja wahrhaftig er ists!“

Mit diesen Worten that der kleine runde Mann einen Satz aus dem Wagen, und hieng seinem alten Freunde schon am Halse, ehe dieser noch einmal Zeit gehabt hatte, ihm recht ins Gesicht zu sehen.

Jetzt erkannte er ihn; es war Colin! Thränen der Reue und Scham benetzten sein Angesicht; er war unfähig ein Wort hervor zu bringen.

Du bist mir untreu worden, sagte Colin; aber sey du immer großer Herr, so viel du willst, ich werde dich dennoch immer lieb behalten.

Jeannot, gerührt und beschämt, erzählt ihm einen Theil seiner Geschichte unter unaufhörlichem Schluchzen.

Komm, Närrchen, sagte Colin, im Gasthofe sollst du mir das übrige erzählen. Umarme mein kleines Weibchen; wir speisen diesen Mittag zusammen.

Alle drey gehen jetzt zu Fuß voran, das Gepäcke folget ihnen nach.

Wem gehöret denn die Bagage, fragte Jeannot: Ist sie die Ihrige?

„Ja, erwiederte Colin; alles mein und meiner Frau.

Frau. Wir kommen so eben aus der Provinz. Ich bin der Vorsteher einer große Schmelzhütte."

„Ich habe die Tochter eines reichen Kaufmanns geheyrathet; wir arbeiten viel und Gott segnet uns. Wir haben unsere Art zu leben nicht geändert, sind glücklich und wollen gern unsern Freund Jeannot helfen."

„Aber du mußt nicht mehr Marki seyn; hörst du! Glaube mir, ein wahrer Freund ist mehr wehrt als alle Herrlichkeit dieser Welt."

„Du sollst mit nach unserm Vaterlande ziehen; da will ich dir mein Handwerk lehren, welches nicht schwer zu lernen ist. Dann sollst du mein Gehülfe werden, und wir wollen in dem Winkel der Erde, den wir bewohnen, recht froh mit einander leben."

Jeannot war außer sich; er fühlte ein ums andere Schmerz und Freude, Zärtlichkeit und Scham; und sagte zu sich selbst:

„Alle meine Freunde aus der sogenannten schönen Welt, haben mich im Stiche gelassen, und dieser Colin, den ich Unverständiger verachtete, kommt nun allein, mir zu helfen. Welche Lehre für die Zukunft."

Colin merkte, daß das Schicksal seines Vaters seinem Freunde auf dem Herzen lag, und sagte daher:

„Für deine Mutter soll sogleich gesorgt werden; und was deinen Herrn Papa betrift, so verstehe ich ein wenig von Rechtshändeln, und ich mache mich anheischig, ihn aus seinem Gefängnisse zu befreyen.“

Würklich kam er bald damit zu Stande, ihn aus den Händen seiner Gläubiger zu erlösen.

Jeannot begleitete ihn darauf, nebst seinen Eltern in ihr gemeinschaftliches Vaterland, ihre Titel ließen sie zurück, und fiengen an ihr voriges Gewerbe zu treiben.

Jeannot heyrathete Colins Schwester, die von eben so zufriedener Gemüthsart war, und eben so einfache Sitten hatte, als ihr Bruder. Nothwendig mußte sie also ihren Gatten glücklich machen.

12. Das Erdbeben.

Eine Unterredung zwischen dem Hofmeister und seinen Zöglingen Carl, Wilhelm und Philipp.

Carl.

Weist du was lieber Wilhelm? Da habe ich einen recht guten Einfall, der uns gewiß viel Vergnügen schaffen wird, wenn unser Hofmeister nur die Güte haben will, denselben auszuführen. Du weist, er pflegt sich in den Abendstunden beym Spaziergehen oder auf der Stube mit uns in ein lehrreiches Gespräch einzulassen, um, wie er sagt, unsere jugendlichen Kräfte anzustrengen etwas nützliches zu lernen; und er fordert uns nach der Reihe auf, zu diesen Unterredungen Anlaß zu geben. Heute muß ich also den Ton angeben, und da habe ich bereits eine halbe Stunde hin und her gedacht, und doch hat mir nichts beyfallen wollen. Ganz von ungefähr schlage ich ein auf dem Tisch liegendes Buch auf, und da fällt mir das durch Erdbeben verwüstete Lima in die Augen. Gut, dachte ich, man meldet jetzt in den Zeitungen so viel traurige Folgen des Erdbebens; ich will also bitten, daß diese fürchterliche Naturbegebenheit der Inhalt unserer Unterredung seyn möge. Was denkst du davon?

Wilhelm.

Wilhelm.

Ein vortreflicher Einfall! Komm Brüderchen, laß dich umarmen! Ja, da werden wir Wunderdinge hören. Wir werden die wahren Ursachen dieser schrecklichen und alles verwüstenden Naturbegebenheit lernen, die wir noch nicht kennen. Und wie manche Frage wird uns bey dieser Unterredung nicht einfallen, deren Beantwortung für uns von großem Nutzen seyn wird? O wann doch erst die Stunde da wäre! Aller Zeitvertreib, so reizend er mir auch ehemals war, hat seinen ganzen Werth bey mir verlohren, seitdem unser neuer Hofmeister es eingeführet hat, uns in den Erholungsstunden auf unsern Spaziergängen zu begleiten, und sich mit uns in die angenehmsten Unterredungen einzulassen.

Philipp.

Ja, ich dächte gar! — Nein, mir währt die Zeit allemal lang, wenn ich da so mit herum schlentern muß, und die Beine werden mir so müde, daß ich oft auf dem halben Weg wieder umkehren möchte, wenn es der Wohlstand nur erlaubte, und ich nicht aus Gehorsam mit fort müßte. Spielen ist doch immer ein beßrer Zeitvertreib, als immer plaudern und zuhören. Mir wird die Zeit dabey unendlich lang. —

Carl.

Schäme dich, Philipp. Warlich, ich habe Mitleiden mit deiner Schwachheit, und deine Kindheit entschuldiget einigermaßen deine Denkungsart, sonst wärest du in der That strafbar. Wozu haben wir Verstand bekommen? Etwa, daß wir die Zeit, die so kostbar ist, und so schnell forteilet zu vertändeln und mit Thorheiten gleichsam zu tödten? Nein, mein Lieber, wir sollen sie brauchen, unsern Verstand sollen wir immer mehr zu erweitern suchen, indem wir von einer Kenntniß zur andern fortschreiten. Und wenn wir recht viel wissen, so können wir dadurch uns und unsern Nächsten recht nützlich werden. Aber beym Spiel bleibt man immer einfältig und lernt tausend Dinge nicht kennen, die doch um der Menschen willen von Gott erschaffen worden sind.

Philipp.

Du redest so altklug wie ein Professor. Ich sehe das noch nicht ein, daß das Spiel nicht die angenehmste Zeitverkürzung seyn sollte. Vielleicht, wenn ich älter werde, werde ich auch so klug als du jetzt bist. Jetzt wünschte ich also man erlaubte mir meine unschuldigen Freuden und ließ mich nach Gefallen spielen.

Wilhelm.

Bist du doch ein kleiner Affe, Philipp. Kennst du diese possierlichen Thiere, die in vielen Stücken

eine

eine Aehnlichkeit mit dem Menschen haben? Sie ahmen gerne alle Handlungen der Menschen nach, und spielen und tändeln ist außer ihrer Zeit, den Hunger auf eine gefräßige Art zu stillen, ihr ganzes Geschäfte. Bey aller ihrer Nachahmungsbegierde bleiben sie immer dumme Affen.

Philipp.

Das ist unartig, Wilhelm, daß du mich zu einem Affen machen willst. Warlich ich kenne kein heßlicher Thier, als ein Affe ist. Possierlich genug sieht es aus, und belustiget durch seine drolligten Kapriolen und Sprünge; aber es beißt und kratzt, es frißt erschrecklich begierig und stinkt so abscheulich, daß mans nicht aushalten kann. Und solch ein Thier soll ich seyn? Warte, das will ich der Mama sagen, die wird dich lehren, daß ich ihr lieber, kleiner, süßer Philipp und kein Affe bin.

Carl.

Nun gut, kleiner Mann, werde nur nicht böse. Wilhelm meynt es nicht so arg, als du es meynst. Nennt dich doch die Mama selbst oft ihren kleinen Affen, und das ist eine angenehme Liebkosung die sie dir macht! Hast du nicht Lust mit zu gehen, so wollen wir dich bey der Mamsell zu Hause lassen, da magst du spielen und tändeln und dir die Zeit nach Gefallen vertreiben.

Philipp.

Philipp.

O, ich bedanke mich gehorsamst für deine Gefälligkeit. Das wäre mir recht, bey der Mamsell auf der Stube zu sitzen, mit der ich immer französisch reden soll; die es nicht ertragen kann, daß ich einmal vom Stuhl aufstehe und in der Stube hin und her gehe. Nein, ich will meine Freyheit haben, wie ihr, und da rufe ich den kleinen Jacob, und Hans, und Peter, und Ernst, gehe mit ihnen im Garten, und spiele da mit ihnen so angenehme Spiele, die sie mich lehren, daß die Zeit viel zu geschwinde fortgehet, ehe ich müde werde. Das ist mir eine Lust! Heisa! Hop! Hop!

(Er springt herum.)

Wilhelm.

Nun wissen wirs, woher du alle die schönen Sächelchen hast, die du bisweilen zur Bewunderung aller auskramst. — Warte kleiner Schelm da soll dir ein Riegel vorgeschoben werden. Es ist gut, daß du deine Geheimnisse selbst verrathen hast. Nun wird sich keiner mehr wundern, woher der kleine Philipp die schlechten Ausdrücke hat. — Sage mir doch woher kennst du die wilden Dorfjungens? Und wer hat dir die Erlaubniß gegeben, sie im Garten zu führen? Nein das geht nicht. So gerne ich dir dein Vergnügen gönne, so muß ich doch dieses aufzuheben suchen. Mit solchen Kindern kann es dir keines

weges

weges erlaubet werden, zu spielen, weil dadurch alles Gute wieder verdorben wird, was man dir einzuprägen so viele Mühe anwendet. Da kömmt der Hofmeister, dem will ichs zuerst sagen, was du dir für eine schöne Spielgesellschaft gewählt hast.

Philipp.

O! bitte, bitte, lieber Wilhelm, sags nicht. Ich will auch niemals mehr mit ihnen spielen, will auch immer gerne mit spazieren gehen, will zuhören was ihr da plaudert, und will ganz artig seyn. Bitte, bitte, sags dem Hofmeister nicht, er möchte sonst böse werden, und er hat mich doch so lieb. —

Carl.

Gut, gut, Philipp, wenn du dein Versprechen erfüllst, und recht artig werden willt, so soll von deiner Spielgesellschaft keiner etwas erfahren, aber sobald du es dir wieder einfallen lässest, sie im Garten kommen zu lassen, soll es jedermann wissen, und denn magst du die Schande ertragen, die darauf folgen wird.

Der Hofmeister.

Wie? meine Lieben, schon reisefertig und zum spaziergehen bereit? Aber wohin wollen wir heute unsern Weg nehmen? Ich möchte gerne einen neuen mir noch unbekannten Spaziergang machen. Wenn das Gehölze nicht zu weit entfernet wäre, und Philippchen den Marsch mitmachen könnte, ohne zu sehr

zu ermüden, so möchte ich heute wol einmal dahin gehen, da die Witterung so angenehm ist.

Philipp.

O! für mich sorgen Sie nicht lieber Hofmeister, ich kann marschieren wie ein Soldat, und werde nicht so leicht müde, als sie denken. Und wenn wir im Gehölze sind, können wir uns ja niedersetzen, und da erzählen sie uns etwas angenehmes, und wir hören zu, und ruhen uns wieder aus.

Der Hofmeister.

Das ist ein kleiner Goldmann. Kommen Sie her, Philipp, ich muß Sie küssen. — Nun, an meiner Hand geleitet wollen wir dem Gehölze lang sam entgegen gehen. Sie werden vermuthlich einen angenehmen Lagerplatz wissen, wo wir uus ausruhen können. Dann wollen wir nach unserer Gewohnheit eine Unterredung anfangen, wozu heute Junker Carl den Ton angeben wird, und das soll uns allen ein angenehmer Zeitvertreib seyn.

Carl.

Darf ich die Naturbegebenheit des Erdbebens vorschlagen? Wir wissen noch fast nichts davon, außer daß wir von den erschrecklichen Verwüstungen gehöret haben, die dadurch in Calabrien angerichtet worden sind.

Der Hofmeister.

Ich bin es zufrieden, und will ihrer Wißbegierde ein Genüge zu leisten suchen. Die Natur ist,

um ihre Schönheit, ihre Reichthümer immer mehr zu erhöhen, niemals müßig. Immer wird etwas zerstöret, und immer kömmt etwas neues an seine Stelle. Alles, was erst angefangen hat, wird immer mehr entwickelt, und was schon lange gewähret hat, kommt seinem Ende immer näher. Die Luft ist in unaufhörlicher Bewegung, und wenn sie das nicht wäre, was für traurige Folgen für Menschen und Thiere! Die Seefahrenden können es nicht lebhaft genug beschreiben, welche unaussprechliche Marter es für sie ist, wenn sie einmal auf dem Meer liegen bleiben müssen, weil die Bewegung der Luft zu schwach ist, das Schiff fortzutreiben. Im Wasser wird beständig Erde, Salz und Oel unter einander gemenget; es dringt immer in die Röhren der Pflanzen; es steigt immer aus dem Meer in die Luft, aus der Luft fällt es zur Erde; in Dünsten steigt es wieder auf und fällt wieder in Regen nieder. In der Tiefe der Erde arbeitet die Natur beständig an Steinen und Metall. Da kocht immer etwas; das unterirrdische Feuer löschet nie aus; da geschehen immer Auflösungen und Verwandlungen. Man kann an der ungeheuren Menge der Auswürfe, die die Feuerspeienden Berge in Italien, Island, Amerika, schon ausgeworfen haben, deutlich wahrnehmen, wie weit die verborgene Glut schon um sich gegriffen haben muß. Und wann diese erschreckliche Glut keinen Ausgang finden kann, so entstehet ein Erdbeben, wodurch in unsern Zeiten ein großer Theil von Cala-

brien

brien gänzlich verwüstet worden ist, und wobey viel tausend Menschen ihr Leben eingebüsset haben. So gieng die Haupt und Residenz Stadt des Königs von Portugal im Jahr 1755 den 2 Nov. durch ein fürchterliches Erdbeben fast gänzlich zu Grunde; so richtete 1746 diese erschreckliche Naturbegebenheit in Lima und Callao eine solche Verwüstung an, daß das Andenken davon nicht genug aufbehalten werden kann.

Wilhelm.

Was sie uns bereits gesagt haben, ist für uns so lehrreich, daß wir uns damit vor heut schon völlig begnügen lassen könnten; allein erlauben Sie es mir, wenn ich das Bekenntniß ablege, daß ich ungemein begierig bin, die Geschichte des Untergangs von Lima zu wissen, können Sie uns davon eine kurze Beschreibung machen, so haben sie die Gewogenheit, uns solche mitzutheilen. Wir haben noch eine ganze Stunde vor uns, und Sie können ja immer nach Gefälligkeit abbrechen.

Der Hofmeister.

Ich will hierin gerne gefällig seyn, und ich hoffe damit fertig zu werden, ehe wir unsern Rückmarsch anstellen müssen. Das Erdbeben, das Lima und Callao im Jahr 1746 verwüstete, gehöret unter die schrecklichsten Naturbegebenheiten. Es war den acht und zwanzigsten October gegen halb eilf Uhr des Nachts, da man die erste Erschüt-

terung zu Lima spürte, und in weniger denn drey Minuten war die ganze Stadt ein Schutthaufen.

Philipp.

Ach, das ist ja was erschreckliches? Wo bleiben denn da all die Menschen, die schönen Pferde, und andere herrliche Sachen?

Carl.

Wenn alles über den Haufen fällt, wenn die großen Palläste, die Kirchen nebst ihren Thürmen, wenn alle Häuser einstürzen, so wird darunter alles begraben, was sich nicht mit der Flucht retten kann.

Der Hofmeister.

Sie haben recht, lieber Carl. Hier bey Lima kam die Zerstörung so schnell und war so allgemein, daß man weder Zeit zur Flucht hatte, noch der Gefahr ausweichen konnte. Nur fünf und zwanzig Häuser blieben stehen, aber so erschüttert und vom Grund gehoben, daß man sie ebenfalls abtragen mußte. Es ist bey diesen Umständen als ein besonders glücklicher Zufall zu betrachten, daß von den sechszig tausend Einwohnern der Stadt nur der Zwölfte Theil das Leben eingebüsset hat.

Philipp.

Ach, daß ist doch gut, daß sie nicht alle umgekommen sind! Aber wodurch sind dann eine so große Menge Menschen erhalten worden.

Der Hofmeister.

Durch die alles erhaltende Vorsehung Gottes, lieber Philipp. Gott ist allmächtig, und kann die drohensten Gefahren leicht abwenden, wenn es seiner Weisheit gemäß ist. Hie hat er augenscheinlich gezeiget, daß bey ihm kein Ding unmöglich sey. Nun weiter: die schönen Kirchen, Klöster, Kapellen; einige sechszig an der Zahl, erfuhren wegen der Schwere ihres Gebäudes, die Gewalt des Erdbebens am heftigsten. Die einstürzenden Thürme zerschmetterten die stärksten Gewölber. Die Pracht und Größe dieser Kirchen übertraf beynahe alles, was man sich in dieser Art denken kann. Jede Kirche enthielt unermeßliche Schätze an Gemälden, goldenen und silbernen Gefäßen, mit Perlen und Edelgesteinen besetzt, wo die Schönheit der Arbeit den innern Werth noch vermehrte, der prächtige Triumphbogen, den der Vicekönig Villagunoen, auf der Brücke aufrichten lassen, und darauf die Bildsäule Philipps V. zu Pferde gesetzt, ein Werk, an dem jeder Kenner die Majestät und den Reichthum der Ausführung bewunderte, ward gänzlich zertrümmert.

Philipp.

Ach, Philipp, Philipp der V! wer war der? der hieß ja eben so, wie ich.

Wilhelm.

Philipp der V. war König in Spanien. Ehe er zum Thron gelangte, war er Herzog von

Anjou. Als Carl II. im Jahr 1700, als der letzte König von der Carolingischen Linie starb; kam Philipp V, durch ein vom Kardinal Portocarero untergeschobenes Testament, zum Besitz des spanischen Thrones. Es setzte sich ihm zwar der rechtmäßige Kronerbe Carl der III, der 1703 zu Wien zum König in Spanien ausgerufen worden, entgegen, allein vergebens, wodurch der so schreckliche Successionskrieg völlig ausgebrochen, der erst unter Carl VI. geendiget worden.

Der Hofmeister.

Ich freue mich ihres guten Gedächtnisses, mein lieber Junker. Wer so gut behalten kann, hat große Anlagen zur Geschichtskunde, und sie werden es in dieser angenehmen Wissenschaft sehr weit bringen, wenn sie darauf ferner den gehörigen Fleiß wenden. Doch wir können nicht länger bey Nebendingen verweilen, wenn wir mit unserer Geschichte zu Ende wollen. Ein Theil der Erschlagenen verlohr sein Leben durch den Einsturz ihrer eignen Häuser, der größte Theil aber auf den Gassen. Einige wurden bloß durch die Unmöglichkeit gerettet, ihren Aufenthalt verlassen zu können. Dem Dom Martin de Olivades, bedeckte nebst Gemahlin und Tochter eine einschießende Mauer in dem Augenblick, da er aus seinem Hause trat. Es glückte ihm, sich unter den Trümmern hervor zumachen, als er aber erfuhr, daß seine Gemahlin, die er zärtlich liebte, zerschmettert

sey,

sey, starb er bald darauf für Gram. Wäre dieser Edelmann in seiner Wohnung geblieben, so würde er sich gerettet haben, denn sein Haus war eines von denen, das stehen geblieben.

Carl.

Ja, da wäre ich wahrlich selbst nicht geblieben, weil ichs im Freyen allemal für das Sicherste gehalten. Und wer kann bey solchen Umständen erst lange Ueberlegungen machen? In der Bestürzung thut man was einem zuerst im Sinne kommt. Allein die armen Erschlagenen mußten nun so unter dem Schutt ihr Grab finden, sind sie nicht nach der Zeit ordentlich begraben worden?

Der Hofmeister.

Die Todten, welche man sogleich unter dem Schutte heraus arbeitete, konnten auf keinen Kirchhof begraben werden, weil sich niemand den Kirchen, wegen den noch anhaltenden Stöße des Erdbebens zu nähern traute. Man machte also Gruben auf den Märkten, und in den breitesten Gassen, und warf die Leichname hinein. Viele von den Personen, die diese traurige Verrichtung unternehmen mußten, sturben von dem Gestank dieser Körper, die schon in die Verwesung übergegangen waren, und dazu kamen noch die Aeser von dreytausend Mauleseln und Pferden, die unter den Trümmern faulten, und die man nicht hervorschaffen konnte, so daß sich die

Einwohner außer dem Verlust ihres Vermögens, noch mit Pestilenz und Hungersnoth bedrohet sahen.

Wilhelm.

O das ist schrecklich! Gottlob! daß wir nicht in solchen Gegenden wohnen. Zwar haben sie in andern Stücken große Vorzüge und genießen Früchte, die wir entbehren müssen; allein, dafür sind wir auch vor dergleichen traurige Naturbegebenheiten sicher.

Carl.

Nicht so ganz sicher. Hat sich nicht hin und wieder in unsern Gegenden eine Spur einer Erderschütterung geäußert? Und da dergleichen schreckliche Naturbegebenheiten von dem Allregierer gelenket werden, kann er nicht auch schreckliche Gewitter, Feuersbrünste, Wasserfluthen, über uns kommen lassen, wenn wir durch unser Verhalten dergleichen Züchtigungen verdienen? Alle Menschen haben Ursache Gott zu fürchten, zu lieben und zu vertrauen, und wenn das mit kindlichem Herzen geschicht, so bin ich gewiß überzeugt, Gott wird dergleichen harte Züchtigung väterlich abwenden. Aber ging nicht Callao zugleich mit Lima unter?

Der Hofmeister.

Ja, mein lieber Junker. Hier war das Unglück noch weit größer. Das Erdbeben fieng zu derselbigen Stunde, wie zu Lima an, und nur einige

Thürme,

Thürme, und ein Theil der Wälle, widerstanden der Erschütterung; aber eine halbe Stunde darauf, als die Einwohner sich etwas wieder zu erholen anfiengen, schwoll das Meer zu einer unglaublichen Höhe, und stürzte sich mit einem gräßlichen Geräusche, über die Stadt und das Land. Es versenkte alle große Schiffe, die im Hafen lagen, und trieb die Kleinern über die Mauern und Thürme bis an das andere Ende der Stadt, verschlang alle Häuser und Kirchen, und ertränkte die Einwohner, welche nicht bereits unter dem Schutt begraben lagen: so daß Callao einen Kies- und Sandhaufen gleich, und man den Ort wo die Stadt gestanden hatte, nur an den beyden Stadtthoren und einigen übriggebliebenen Wällen erkennen konnte. Sieben tausend Menschen verlohren ihr Leben, und nur ungefähr 100 entrannen dem Tode. Einige von diesen letzten haben erzählet, daß verschiedene dieser Unglücklichen, die Stücken Holz und Bretter ergriffen hatten, lange auf den Fluthen umhergetrieben, bis sie endlich das Toben der Wellen an den Felsen und den Trümmern der Häuser zerschmetterte. Andere; als sie sich so plötzlich mitten in der Stadt von dem Meere umringet sahen, geriethen in eine solche Bestürzung, daß sie nicht die Schlüsseln zu ihren Thüren nach der Landseite finden konnten; deren Oefnung überdies zu weiter nichts geholfen haben würde, als dem Wasser noch einen freyen Eingang zu verschaffen. Der Pater Yguanco, ein Jesuit, hatte das Glück, das

Schiff

Schiff Assembro zu erreichen; aber gegen vier Uhr des Morgens, kam ein neuer Meerstoß, der das Schiff von seinem Anker hob, und mitten in Callao warf, wo der Jesuit mit dem übrigen Schiffsvolk, seinen Tod fand. Von drey und zwanzig Schiffen wurden neunzehn versenkt und vier weit ins Land geschleudert. Die Augustiner Kirche führte das Wasser, fast noch ganz, auf eine Insul, wo man sie wieder fand. Die Ueberschwemmung erstreckte sich eine Meile über Callao, so daß viele die sich nach Lima retten wollten, auf dem Wege von dem Meere trotz der Geschwindigkeit ihrer Pferde eingeholt und ersäufet wurden.

Wilhelm.

Das muß einen ganz unersetzlichen Schaden verursachet haben. Der Verlust von einem Schiffe wird schon zu Tonnen Goldes angeschlagen, wie hoch muß sich die Summe von drey und zwanzig nicht belaufen? Und was für Schätze und Reichthümer und nicht ohne dies verlohren gegangen?

Der Hofmeister.

Der Verlust zu Callao war um so beträchtlicher, weil die dasigen großen Niederlagen, die Lima versorgen, und die Arsinäle und Magaziene des Königes, überflüßig mit allen Arten von Waaren und andern Gütern angefüllt waren. Rechnet man nun dazu, daß goldene und silberne Geräthe der Kirchen,

den Werth der zu Grunde gerichteten Häuser und Gebäude, und den Betrag von Lima, so kommt eine Summe heraus, die allen unglaublich vorkommen muß, die sich keinen Begrif von dem Grade des Wohlstandes dieses Königreiches machen können. Wenn alle Sachen wieder in den vorigen Stand gesetzet werden sollten, so würde einem Ueberschlag zu Folge die ungeheure Summe von sechshundert Millionen Livres herauskommen.

Carl.

Das wäre etwa nach unserm Gelde hundert Millionen Thaler. So viel Geld kann kein König aufbringen.

Der Hofmeister.

In der schrecklichen Nacht, die Callao zu Grunde richtete, setzten die bestürzten Einwohner von Lima alle ihre Hoffnung auf diese unglückliche Stadt, wo sie sich schmeichelten Schutz und Hülfe zu finden. Man denke sich die allgemeine Bestürzung, als die Soldaten die der Vicekönig nach den Küsten abgeschickt hatte, die Nachrichten zurück brachten, Callao sey nicht mehr. Nun war aller Gedanke auf Rettung verschwunden, die Erschütterungen daurten noch immer fort, und man zählte ihrer bis den 29ten November mehr denn sechzig.

Carl.

Hier traf es also ein: ein Unglück kommt nie allein, es hat immer noch ein anderes zum Gefolge.

Der Hofmeister.

Traurige Wahrheit! und zugleich ein Beweis mit welchen Widerwärtigkeiten wir zu kämpfen haben, seitdem durch den Sündenfall die ganze Natur zerrüttet worden. — —

Man muß dem Vicekönig Dom Joseph Morso y Velasco die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß es blos seinen vortreflichen Anstalten und seiner unerschrockenen Gegenwart des Geistes zuzuschreiben war, daß der Hunger nicht vollends die geretteten Einwohner aufrieb, die der Wuth der Elemente entgangen waren. Denn das Meer hatte zu Callao alle Lebensmittel verdorben, die man von dort her erwartete, und das Erdbeben zu Lima hatte die Backöfen und Mühlen zerstöret.

Philipp.

Was that denn der gute Herr Velasco? Und woher schafte er Lebensmittel?

Der Hofmeister.

Das will ich Ihnen sagen kleiner Mann. Seine erste Sorge war, die Oefen und Mühlen wieder in Stand zu setzen, und dringende Befehle an die umliegenden Provinzen ergehen zu lassen, um eilend Lebensmittel herbey zu schaffen.

Philipp.

O wenn er anders nichts gethan hat! — Das ist keine Kunst, andern zu befehlen, daß sie das Ihrige hergeben sollen.

Der Hofmeister.

So wie Sie die Sache verstehen, so ist auch Ihr Urtheil. Sie müssen nie darin so voreilig seyn, denn dadurch giebt man zu erkennen, daß man nur wenig Verstand hat. Merken Sie sich das für die Folgezeit, und lassen Sie lieber alte Leute urtheilen, die durch viele Erfahrungen Kenntnisse zu reifen Urtheilen gesammlet haben.

Philipp.

Ich bitte tausendmal um Vergebung, will nicht mehr so in den Tag hinein plaudern, wie mir die Mama schon oft gesagt hat.

Der Hofmeister.

Gut, wenn Sie sich dergleichen nützliche Lehren merken, und noch besser, wenn sie allemal einen Gebrauch davon machen. Unser Velasco that noch mehr, er ließ die Brunnen und Quellen aufräumen, damit es nicht an Wasser gebreche. Er versammlete alle Becker und Fleischer, und setzte zwey Consuls zu Aufseher über sie. Da das Meer täglich todte Körper und eine ungeheure Menge Gold- und Silberwerk an den Küsten auswarf, so bestellte er Leute die Todten zu begraben, und alles was von Werth sey, an gewissen Orten aufzubewahren und darüber ein genaues Verzeichniß zu führen, damit jedes seinem Eigenthümer wieder zugestellet werden könnte. Allen andern

Personen

Personen wurde bey Lebensstrafe verboten, das geringste von diesen ausgeworfenen Sachen zu sich zu nehmen, und um diesem Verbot Nachdruck zu geben, ließ er zwey Galgen zu Callao und zwey zu Lima aufrichten, welches auch, von einigen Beyspielen der Strenge unterstützt, die beste Wirkung that.

Carl.

Das müssen recht grundböse Leute gewesen seyn, die bey so allgemeiner Noth noch haben aufs Rauben denken können. Kein Wunder, daß Gott diese Städte so hart gestrafet hat.

Der Hofmeister.

Bey dergleichen Vorfällen giebt es immer einige Ruchlose, aber man muß doch nicht lieblos urtheilen. Gott allein kennet die Herzen der Menschen, und dem muß man es überlassen, einen jeden zu vergelten, wie es seiner Gerechtigkeit, Weisheit und Güte gemäß ist. Inzwischen sind alle Obrigkeiten verbunden, bey solchen Begebenheiten ein wachsames Auge auf diejenigen zu haben, welche der Menschheit zur Schande die strafbarsten Handlungen unternehmen.

Wilhelm.

Ach, alle gerettete Menschen hätten anders nichts denken sollen, als dem guten Gott demüthig zu danken, daß er sie vor dem gänzlichen

Unter-

Untergang bewahret habe, und denn hätte es ihnen eine Lust seyn sollen, um des allgemeinen Bestens willen, zu retten, was zu retten war, ohne dabey eigennützige raubbegierige Absichten zu äußern.

Der Hofmeister.

Ja, wenn alle Menschen zu allen Zeiten so dächten, so würde es gar keine Diebe, Betrüger und Banquerotmacher in der Welt geben, und die allgemeine Wohlfahrt würde auf sicherem Grunde ruhen, da sie jetzt nur gar zu oft scheitert. —

Seit dem Verlust der Besatzung zu Callao, bestanden die regulirten Truppen, nur noch aus hundert und funfzig Soldaten und aus eben so viel Landmiliz. Der Vicekönig gab ihnen die Waffen, die man unter den Ruinen hervorgezogen hatte, und theilte sie in drey Patrouillen, die beständig die Stadt durchstreichen mußten, um den Pöbel und sonderlich die Neger und Sclaven im Zaum zu halten. Niemand durfte auch auf den Heerstraßen, den ankommenden Getraidefuhren entgegen gehen, sondern alles mußte auf dem gemeinen Marktplatz gebracht und da verkauft werden. Diese Anstalten die eben so gut ausgedacht waren, als nachdrücklich durchgesetzt wurden, stellten bald die gute Ordnung her.

Wilhelm.

War denn nun alle Gefahr und Furcht einer fernern Erschütterung verschwunden, und konnten die

Leute wieder sicher bey Wegräumung des Schuttes und Aufbauung der Häuser arbeiten?

Der Hofmeister.

Den letzten November, als man eben in einer feyerlichen Procession begriffen war, verbreitete sich auf einmal das Gerücht durch die Stadt, daß das Meer im Anzug, und schon ganz nahe bey Lima sey. Auf diese Schreckenspost ergriff alles die Flucht was laufen konnte. Sogar die Nonnen verließen die Klöster, und jedermann dachte nur daran sein Leben zu retten. Die Menge der Flüchtenden vermehrte noch das allgemeine Schrecken. Einige eilten dem St. Christophs, andere dem St. Bartholomäusberg zu. Nirgends glaubte man sich sicher. Da der Vicekönig von den ausgestellten Posten an der Küste keine Nachricht von einem solchen austreten des Meeres erhalten hatte, so urtheilete er ganz richtig, daß es nur panisches Schrecken seyn müsse. Er blieb also zu Lima auf öffentlichen Markte, und bemühete sich den Leuten begreiflich zu machen, wie ungegründet ihre Furcht sey. Allein da man noch immer zu fliehen fortfuhr, so schickte er Soldaten aus, die Fliehenden aufzuhalten, und als auch diese nichts ausrichten konnten, so eilte er selbst nach, und redete mit so viel Nachdruck, und so vieler Ueberzeugung, daß man ihm auf der Stelle gehorchte und wieder umkehrte. In dieser allgemeinen Verwirrung verlohr nur ein einziger Mensch Dom Pedro Landro,

Groß-

Großschatzmeister, das Leben, der auf der Flucht mit dem Pferde stürzte und den Hals brach.

Philipp.

Gehorsamer Diener, der hätte auch so klug seyn sollen, als der Vicekönig war, so hätte er sein Leben behalten.

---

13. Der gewünschte Freund.

Wo lebt, wo wohnt der Erdemann,
Der das sein Erbe nennen kann,
Was jetzt aus Herzens Innigkeit
Mein kleiner Singsang melodeit?

Dem früh und spat in seiner Brust
Die Quelle quillt der reinsten Lust,
Und dem's auf Gottes schöner Welt
Im Winter, wie im Lenz gefällt:

Dem immer wo er geht und steht
Der Gottheit Liebeshauch umweht;
Der Brudersinn im Busen nährt
Und durch sein Beyspiel Tugend lehrt.

Dem nichts auf seinem Pfade irrt;
Der nie des Schwachen Sinn verwirrt
Dem sein Gewissen Bubenthat
Noch niemals vorgeworfen hat:

Der oft mit einem hellen Blick,
Hinüber schaut in jenes Glück,
Das Gott in einer andern Welt
Den guten Menschen aufbehält.

Und dessen fesselfreyer Geist
Nur will und kann, was edel heißt;
Und der mit lauter Gotteskraft
Hienieden lauter Gutes schaft! —

Er sey mir hold, der liebe Mann
So wie mein Herz ihm zugethan;
Er leite mich an seiner Hand,
Bis an des düstern Grabesrand.

Er schlummte an der Seite mir!
Und gehn wir einst verklärt herfür,
So segn' ich ihn und seine Lehr!
Dann hat er eine Freude mehr!

14. Am Geburtstage seines Vaters.

Wehrtgeschätzter Herr Papa!

Der Tag, den ich jetzt froh begeh,
Ist, weil er mir vor andern schön
Des besten Wunsches wehrt,
Er komme mit verneutem Glücke
Zu meiner Lust so oft zurücke,
Als es Ihr Wunsch begehrt.

Welche nie empfundene Freuden durchströmen heute meine jugendliche Brust! Mein Blut durchrollet die Adern schneller, als gewöhnlich, und erfüllet, o zärtlichster Papa, von Ihnen! Es vergehet zwar kein Tag, da ich Ihrer nicht mit ehrerbietiger Zärtlichkeit gedenken sollte, denn ich genieße täglich die merklichsten Proben ihrer ausnehmenden Vaterliebe, aber ein Tag, wie der heutige, versammlet alle Freude und alle einzelne Empfindungen meiner Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe. Es ist der Tag Ihrer Geburt. Der Tag an welchem sie vor 50 Jahr zum erstenmal diesen unermeßlich großen Schauplatz, welchen Gott durch seine Allmacht im Anfange aus seinem Nichts hervor gerufen, erblicket haben. O könnte ich an diesem frohen Tag doch alles das sagen, was ich empfinde! Und wenn ich auch das

alles sagen könnte, würde ich dann schon genug sagen? Erwarten Sie also nicht alles das von mir, zärtlich geliebtester Papa! was ich sagen könnte, denn meine Jugend erlaubet es mir noch nicht mit den Nachdruck der Redener meine Gedanken vorzutragen, sondern ich muß blos meine Empfindungen reden lassen. Ich empfinde es aber mehr als zu wohl, wie zärtlich Sie auch mich von meiner ersten Kindheit an geliebet haben. Wie sehr sind Sie nicht bemühet gewesen, mir schon mit der Muttermilch, Liebe zur Religion, Liebe zur Tugend und Liebe zu den Wissenschaften einzuflößen! Um mein Herz zur wahren Glückseligkeit zu bilden, haben sie bey Zeiten den Saamen der Unart auszurotten gesucht, und welche Mühe und Kosten wenden Sie nicht noch täglich an, diesen großen und ruhmvollen Endzweck hinauszuführen! Kann der Segen des Himmels bey so edlen Absichten fehlen? Keinesweges. Gott den ich täglich um ein frommes Herz und um Weisheit aus der Höhe anflehe, wird dereinst ihre Hoffnung und Wünsche erfüllen, darinn Sie allein die Belohnung aller Ihrer Mühe und Sorge suchen.

Ist es möglich ewiger und gütiger Gott, in dessen Hände alle unsere Tage gezeichnet sind, wie viel ihrer noch werden sollen, daß dieser Tag noch so oft wiederkommen könne, als er bereits zurück geleget ist, so wünsche ich es an diesem heutigen Tage, mit einem dir ganz ergebenen Herzen! Wenigstens erhalte meinen geliebtesten Papa, so lange du ihm das Ziel des

Lebens

Lebens hinausgesecket hast, bey beständiger Gesund-
heit und allem Wohlergehen, wodurch er mit mir zu
stetem Preise deines Namens ermuntert werden könne.
Aber erhalte auch zugleich mit ihm, die, die mich so
zärtlich in ihren Schooße ernährt und mit ihren Brü-
sten gesäuget hat, meine beste und liebenswürdigste
Mama. Laß Sie beyde mit einander lange Tage
des Vergnügens erleben, und bey dem spätesten Ziel
des menschlichen Alters führe sie beyde ungetrennt zu
den ewigen Hütten der Freude ein.

Ja zärtlich geliebtester Papa; glauben Sie zuver-
sichtlich, daß Gott meine Wünsche erhören wird, da
sie unschuldsvoll, rein und ungeheuchelt sind; und
erhöret er sie, so fahren Sie auch beständig fort, mich
Ihrer Liebe, Ihren väterlichen Ermahnungen stets
würdig zu achten. Ja:

Behalt mir deine Liebe bey
Die mir, dies sag ich ohne Scheu
Unendlich kostbar ist.
Hingegen glaube sicherlich,
Daß mein ergebnes Herze dich
Auch nimmermehr vergißt.
Und schweigt auch gleich einmal der Mund,
So bleibt doch in des Herzensgrund
Dein Name ewig stehn.
Er ruhet auf Beständigkeit
Und soll statt der Vergessenheit
Mit mir zu Grabe gehn.

15. Die Verirrung.

Ein Dialog.

Adelheim. Johannes.

Adelheim (im ernsthaften Ton zum Johannes.)

Aber diesmal bist du lange ausgeblieben! Hab ich dir nicht gesagt, daß du vor der Abenddämmerung wieder zu Hause kommen solltest?

Johannes (ängstlich.)

Liebster Vater! mir thuts leid, daß ich nicht eher habe nach Hause kommen können. Aber seyn sie doch nicht böse auf mich. Gleich sollen sie die Ursache davon erfahren; wenn es mir erlaubt ist, daß ich mich verantworten darf.

Adelheim.

Rede nur! Ich bin sehr begierig auf deine Verantwortung; denn du siehst etwas niedergeschlagen aus.

Johannes.

Liebster Vater! Böses hab ich nichts gethan. Das ist gewiß wahr. Aber eine große Angst hab' ich ausgestanden.

Adelheim.

Adelheim.

Nun! wie so?

Johannes.

Sie erlaubten mir den kleinen Georg unsern Nachbarn zu besuchen. Und weils ein so schöner Abend war, so baten wir um Erlaubniß auf eine Stunde vors Thor zu gehn. Es wurde uns erlaubt, und wir spazierten ganz munter und vergnügt an den angenehmen Ort, wo wir schon öfters gewesen waren, weil sich da so viele Vögel hören lassen. Und sie wissen Papa, wie gerne ich die höre. Weil wir aber tiefer in das Holz hinein giengen, und von allerhand Sachen mit einander redeten, merkten wir nicht sogleich, daß es schon so spät war. Unvermuthet kamen wir auf einen freyen Platz, und sahen den Mond am Himmel aufgehn. Er sah feuerroth aus. Dies gefiel uns so, daß wir ihn nicht genung betrachten konnten. Da fiel mir auf einmal wieder die Geschichte Robinsons, ach! die schöne Geschichte Robinsons ein. Ich fang an, meinen Georg davon zu erzählen, und er bittet mich immer um noch etwas, und noch etwas. — Ich thue es. Aber, da ich so mitten in der Erzählung bin, merk ich auf einmal, daß wir nimmer auf dem rechten Wege sind. Niemand war banger als wir. Und doch dachte ich bey mir selbst: du wolltest ja gerne hier über Nacht bleiben, wenn nur deine lieben sorgfältigen Eltern wüßten, wo du wärest. Aber, wie werden sie nun in

Sorgen stehen! was werden sie sich für traurige Gedanken machen!

Adelheim.

Ja wol haben wir uns allerhand traurige Vorstellungen gemacht. Doch, mach nur, daß du mit deiner Erzählung fertig wirst. Ich sehe doch itzt, daß du unschuldig bist, und nicht im Sinn gehabt hast, so wie Robinson, davon zu laufen.

Johannes (weinend.)

Ach, bester Vater! wie sollt es mir möglich seyn, Sie und meine liebe Mutter so zu betrüben? Ist mir's schon itzt so bang ums Herz gewesen, wie mag's dem Robinson gewesen seyn, da er mit Vorsatz von seinen Eltern weggelaufen, und es ihm nachher so unglücklich gegangen ist! — Ja daß ichs vollends erzähle. Wir gehen so traurig unsern Weg fort. Auf einmal hören wir nicht sehr weit von uns ein Geräusch: wir schreyen, was wir können: Guter Freund! Guter Freund! Er kam, und wir sagten zu ihm: helft uns doch auf den rechten Weg. Wir sind unschuldiger Weise verirrt, und unsre Eltern sind gewiß in der größten Angst. Der Mann (es muß ein guter Mann gewesen seyn) hatte Mitleiden mit uns, und führte uns mit sich fast bis ans Thor. Bey des Gärtners Haus wünschte er uns eine gute Nacht, und gieng hinein. Wir bedankten uns für seine Mühe, und wünschten ihm auch eine gute Nacht.

Nun waren wir gleich beym Thore. Aber da wollte man uns nicht hineinlassen, ohne daß ein jeder einen guten Groschen bezahlte. Da kamen wir aufs neue in Verlegenheit, weil keiner von uns Geld bey sich hatte. Endlich kam der Offizier, und als wir unsre Namen sagten, antwortete er: „Euren Eltern zu Lieb will ich euch dießmal hineinlassen. Aber in Zukunft nehmt euch besser in Acht.“ Ach Vater! so giengs. So bin ich nun wieder bey Ihnen lieber Vater!

Adelheim.

Mir ist's auch lieb, daß du wieder da bist. Zu deinem Trost und zu deiner Freude will ich dir nun etwas sagen: ich habe wieder so ein Buch bekommen, worinn die Reisen beschrieben werden, die ein Lehrer mit seinen Zöglingen gemacht hat.

Johannes.

Wie hieß denn dieser Mann lieber Vater, war es vielleicht Campe?

Adelheim.

Du irrst dich, rathe einmal einen andern.

Johannes.

So war es vielleicht Salzmann?

Adelheim.

Richtig mein Sohn, der vortrefliche Salzmann

hat

hat wieder ein neues Bändchen von seinen Reisen herausgegeben.

Johannes.

O Vater! das ist herrlich! Wie begierig bin ich dies Buch zu lesen, kann ich es nicht noch heut Abend bekommen?

Adelheim.

Wir wollen sehen. — Aber vorher will ich suchen dir deine unschuldige Verirrung lehrreich zu machen. — Das kann ich gar nicht tadeln, daß du einen so schönen Abend lieber vor dem Thor, als in der Stube zubringen wolltest. Ja ich muß es vielmehr loben; denn man muß keine Gelegenheit vorbeygehen lassen, wo man Gottes herrliche Werke in der schönen Natur betrachten kann.

Johannes.

So war es also ja recht was wir thaten?

Adelheim.

Allerdings recht, aber junge Leute müssen sich in Acht nehmen, daß sie sich nicht von dem bekannten Wege entfernen. Und so sehr es der aufgehende Mond verdient, daß ihr ihn betrachtet und bewundert, so scheint es doch, ihr habt euch zu lange aufgehalten, um ihn anzuschauen. Auch hättet ihr dieses herrliche Schauspiel eben so gut in unsrer obern Kammer sehen können; denn wir müssen über unser Vergnügen niemals

mals unsre Pflicht (diese war bey euch das nach Hause gehn) aus den Augen seßen, und vergessen. Auch das war gut und recht, deinen Kameraden Robinsons Geschichte zu erzählen. Aber fürs erste hättest du das zu einer andern Zeit thun können; und dann zweifle ich, ob du sie ihm auch so erzählt hast, daß er sich gute Lehren daraus ziehen kann. Vielleicht hast du nur blos seine Neugierde zu befriedigen gesucht?

Johannes.

Ja lieber Vater! ich hab ihm eben in der Eil alles gesagt, was mir so daraus beygefallen ist.

Adelheim.

Also vermuthlich auch nicht in gehöriger Ordnung, und wenns an dieser fehlt, so läßt sich eine Geschichte auch nicht gut merken; besonders bey der Geschichte Robinsons kömmt sehr viel darauf an, daß man sie in Ordnung erzählt, und wie eine Begebenheit auf die andre gefolgt ist. — Eure Angst, wie ihr eure Verirrung bemerkt habt, kann ich mir wol vorstellen; denn es gieng mir in meiner Jugend auch einmal so fatal. Aber das war schön und edel gedacht, daß es dir in deiner traurigen Lage, mehr um uns deine Eltern, als um dich selbst zu thun war. —

O lieber Sohn! wenn du bey solchen Gesinnungen bleibst, wenn du, besonders bey jedem bösen Gedanken der dir im Sinne kömmt, und bey jeder Versuchung

suchung von außen sogleich denkst: was werd ich meinen Eltern für ein Herzeleid machen, wenn ich dieses, oder jenes thue!

Johannes.

Diese Lehren sind vortreflich. Welch ein Glück einen so guten Vater zu haben, wie sehr will ich suchen seine Lehren zu befolgen.

Adelheim.

Und eben als ihr euch verirrt hattet, schickte euch Gott einen Freund, denn wenn wir verirrt sind, so nimmt sich Gott unser an. In dieser Noth hättest du lernen können, was es für eine Wohlthat ist einen guten Menschen zu finden, der uns liebt und hilft, blos weil wir auch Menschen, und unglücklich sind, ohne sonst auf etwas zu sehn.

Johannes.

So wäre es ja wol vortheilhaft viele Freunde in der Welt zu haben, weil man oft Hülfe bedarf. Aber wie erlangt man die?

Adelheim.

Dadurch daß man niemanden beleidigt, und sich gegen jeden so gefällig beweist als möglich; weil man oft die Hülfe des Armen mehr nöthig hat als des Reichen.

Johannes.

Johannes.

Dies war der Fall bey unsrer Verirrung. Hätte dieser Mensch nicht edel gedacht, und uns ohne Erwartung einer Belohnung auf den rechten Weg gebracht, so wären wir verlohren gewesen.

Adelheim.

Außerordentliches hat er immittelst nicht gethan: denn es wäre ja grausam gewesen, wenn er euch nicht mit sich genommen hätte. Lernt aber von ihm einen jeden eurer Nebenmenschen, sey er, wer er wolle, ohne Eigennutz zu helfen, und zu dienen. — Aber, doch einen Fehler habt ihr begangen.

Johannes.

Ich wüßte keinen.

Adelheim.

Billig hättet ihr den Mann fragen sollen, wer er sey, und wo er wohne. Vielleicht war er ein armer Mann.

Johannes.

Ach! itzt merk ichs, und Sie wären so gut Ihm was zu seiner Belohnung zu schicken?

Adelheim.

Ja mein lieber Sohn!

Johannes.

Johannes.

O ich will gleich morgen zum Gärtner gehen! Vielleicht kann ich den Mann noch erfragen.

Adelheim.

Diese Mühe soll mein Bedienter auf sich nehmen. Lerne weise seyn, weil du noch jung bist, so wirst du als Mann ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft seyn.

16. Von der Stärkung des Gedächtnisses.

Der große einleuchtende Nutzen des Gedächtnisses hat viele sinnreiche Männer dazu gereitzt, allerley künstliche Arten zu erdenken, wie man das Erinnerungsvermögen verstärken möge. Der große römische Redner, dessen Urtheilskraft und Erfahrung, so wie sein Genie ein großes Gewicht seinen Meinungen über die wissenschaftlichen Gegenstände beylegt, hat sehr günstig von der Memorie technica gesprochen; allein ungeachtet seines Ansehens und das Ansehen anderer sinnreichen Schriftsteller, ist diese Kunst mehr für die Neugier als für den Nutzen, daher sie auch vom Quintilian verworfen wird. Wenige haben Gebrauch davon gemacht, und viele, welche versucht haben, sie zu erlangen, haben nur mehr Verworrenheit in ihre Begriffe gebracht. Diese Art Stärkung kann also ganz bey Seite gelegt, und unter die Geburten der Einbildungskraft gezählet werden, womit mäßige Grübler tändeln, ohne daß ein allgemeiner praktischer Nutzen daraus erwachsen könne. Das einzige unfehlbare Mittel die Kräfte des Gedächtnisses zu vermehren, ist eine öftere und wohlgeordnete Uebung desselben, so wie man diese in den Schulen treibt, wo selten ein Tag verstreicht, ohne daß man etwas auswendig lernt. — Wenn man das Gedächtniß stärken will, muß man ihm Zutrauen gönnen.

Viele verläßt es, weil sie ihm nichts anvertrauen, und aus dem Mißtrauen auf dasselbe ist ein Gebrauch entstanden, der schädlich ist, ob er wol nützlich scheint. Es ist der Gebrauch alles aufzuzeichnen, was man bemerkt, und so man behalten will. Nichts ist gemeiner und nichts verfehlt mehr den Zweck. Es ist besser viele Dinge zu vergessen, als, alles in seine Schreibtafel aufzuzeichnen. Wie ein edelmüthiger Freund wird das Gedächtniß das Zutrauen, welches man in dasselbe setzt, vergelten. — Leute, so wenige Urtheilskraft und wenig Geschicke zu den Wissenschaften haben, sehen den Anbau des Gedächtnisses als den ersten Gegenstand der Erziehung an. Sie überladen es mit historischen Kleinigkeiten und chronologischen Jahrzahlen. Sie verachten den Gelehrten, welcher nicht Geschichte, so gemein sie auch sind, erzählen, und sogleich das Jahr, wenn sie sich begeben haben anzeigen kann, so zweifelhaft und unbedeutend auch solches ist. Sie wollen bey jeder Anziehung eines Schriftstellers das Hauptstück und den Vers wissen, wo die Sache steht, und haben mehr Gefallen an dieser geringfügigen Genauigkeit, als an der richtigen Aussage einer schönen Stelle oder eines einnehmenden Sittenspruchs, allein sich an eine unwesentliche Jahrzahl und nichts bedeutende Begebenheiten zu erinnern, muß immer eine sehr ekelhafte Beschäftigung eines lebhaften Geistes seyn, und der, welcher junge Leute an diese mühselige Arbeit gewöhnt, wird ihnen an der Litteratur einen Eckel beybringen. So nähret

man

man sich mit den Hülfen der Gelehrsamkeit, sie sind trocken und hart, und geben weder Vergnügen noch Nehrung. Wenn das was wir lesen uns gefällt und einnimt, so wird es im Gedächtniß haften, und einen schicklichen Gebrauch von dem, was seiner Bedürfniß entspricht, machen.

Ein Umstand hat das Bestreben nach der Vortreflichkeit des Gedächtnisses sehr gehemmet. Man glaubt nemlich, Gedächtniß und Genie waren selten beysammen. Einige haben daraus, wenn sie andere sahen, die mit ersteren im vorzüglichen Grade begabt waren, geschlossen, es fehle ihnen an letzterem, und so hat man den Anspruch auf Gedächtniß dem Namen Genie zu besitzen, aufgeopfert. Popens Aussage, daß die Strahlen einer warmen Einbildungskraft die Eindrücke des Gedächtnisses hinweg schmelzten, haben diejenigen welche wünschten, eine feine Einbildungskraft zu besitzen, dahin gebracht, daß sie ihr Gedächtniß vernachlässigt haben, um Merkzeichen von ersterer an sich zu tragen. Ich glaube aber daß die Bemerkung, als ob beyde Gaben sich nicht zusammen vertrügen, nicht allgemein wahr sey. Sowol unter den Lebendigen als Verstorbenen giebt es viele Beyspiele vom Gegentheil; doch ist die Bemerkung oft wahr.

Man kann nicht läugnen, daß in der Natur eine Verschiedenheit, wornach sie die Erinnerungsgaben austheilt, statt habe. Muret erzählt, daß er sechs

und dreyßig tausend Worte, viele ohne Sinn, einem jungen Manne vorgesagt habe, welcher sie sogleich wiederholt, vom Anfang bis zu Ende, und vom Ende bis zum Anfang in der nemlichen Ordnung ohne einen Augenblick zu stocken oder sich an einem zu irren. So wunderbar und ungewöhnlich uns dieses scheint, so sagt doch Muret, er hätte unzählbare Zeugen bey diesem Vorgange gehabt, und nennt viele ehrwürdige Männer, welche dabey zugegen waren. Viele andere ähnliche Beyspiele, können aus Schriftstellern von bekannter Wahrhaftigkeit angezogen werden, allein sie weichen so sehr von den allgemeinen Erfahrungen der Menschen ab, daß man ihnen schwerlich Glauben zusteht. Sind sie wahr, so geben sie aufmunternde Bewegungsgründe ab, ein Vermögen anzubauen, welches zu einem so hohen Grade der Vollkommenheit hinauf getrieben werden mag.

Wenn man große Aufmerksamkeit darauf wendet, sein Gedächtniß zu stärken und zu lenken, so hat man weniger zu befürchten, es mit Kleinigkeiten zu überladen; ein Umstand der in der Erziehung sehr nachtheilig ist. Man muß also besonders darauf aus seyn, daß ein gutes Gedächtniß nach Erasmus Ausspruch einem Netze gleiche, das alle große Fische fängt und nur die kleinen wieder entwischen lässet.

---

17. Der Geiz.

Du Lieblingslaster pöbelhafter Seelen
Des menschlichen Geschlechts abscheulicher Tyrann;
Der um mit Höllenfeuer, die wunde Brust zu quälen
Den Sieg der Tugend abgewann.

Dein Athem tödtet jeden Keim der Tugend,
Du tritst mit frechem Fuß, auf Recht und Menschlichkeit,
Weh' dem Unglücklichen, der dir die Kraft der Jugend,
Der dir des Alters Reife weiht.

Mit mattem Aug' und abgezehrten Wangen
Bewacht dein Sklav sein nie genutztes Gold,
Indeß sein feiles Herz, daß durstge Verlangen,
Nur dem, was ihm nur mangelt zollt.

Es fliehet ihm der leichte Morgenschlummer.
Ihn wecket bange Furcht in stiller Mitternacht
Im schreckensvollen Traum, verfolget ihn sein Kummer
Bis daß er sich zur Quaal erwacht.

Er fühlet nie der Menschenliebe Freuden,
Nie macht die Zärtlichkeit sein finstres Auge naß;
Er hat nur blos ein Herz, um andre zu beneiden,
Und fürchtet selbst nicht Gottes Haß.

Den Schatz, den er bewacht mit sieben Schlößern,
Den er in stiller Nacht, tief in der Erde gräbt;
Nicht zu benutzen, Nein! ihn zwiefach zu ver-
größern
Das ists allein warum er lebt.

Zum Fluch wird ihn des Himmels reichster
Segen
Sein eignes Herz, ist ihm die Quelle seiner
Quaal;
Auf Dornen gehet er der Ewigkeit entgegen,
Und wird verdammt aus eigner Wahl.

Nein! nie will ich der Freuden mich berauben
Wornach der Weise selbst im Unglück sich bemüht;
Auch ohne Reichthum werd ich mich noch glück-
lich glauben,
Wenn Menschenliebe mich durchglüht.

---

18. Ein empfindsames Gespräch.

Ein armer Knabe, ein kleines Bauermädchen, ein Altvater und seine Tochter.

Der arme Knabe.

O, wie müde bin ich! Dort gehet Rauch auf das verkündigt mir ein nahes Dorf; aber ich bin so entkräftet, daß ichs kaum erreichen werde. Lieber will ich hier unter einen Erlenbusch an dem klaren Bach ein wenig ausruhen. Trinken kann ich hier, um meinen Durst zu löschen, aber ich bin so hungrig, und womit soll ich mich sättigen. Ich will sehen ob in meinem Vorrathsbeutel nicht noch ein wenig Brod steckt. — (Er langt seinen Beutel hervor, findet darinn ein paar trockne Bissen Brod und einige Krumen, seufzet laut und sagt bey sich selbst.) — O meine liebe Mutter nun habe ich dich nicht mehr! Immer hattest du Brod, und wenn mein Beutel leer war, so gabst du mir von dem Deinen. Jetzt bin ich hungrig, und dann hab ich nicht viel. — Er durchsucht seinen Beutel noch einmal. — Da finde ich doch noch einige Brocken, wie süß schmecken sie mir! O meine liebe Mutter! da liegst du nun in der Erde begraben und mußt verfaulen, und ich armer Schelm gehe nun in der Welt allein betteln, wie

ein armes Küchlein das seine Mutter verlohren hat, umher gehet und kläglich pipt. Du sagtest mir oft: unser Herr Gott habe alle Menschen lieb, er sehe sie alle, wenn sie ihn auch nicht sehen — und wenn man auch vor ihm betteite, so sey er gut, und gebe einen oft etwas. Nun lieber Gott ich will auch an deiner Thüre betteln; du mußt wol ein reicher vornehmer Herr seyn, weil du den Himmel, die Sonne und alles, alles gemacht hast; gieb mir doch diese Nacht eine gute Herberge, und mache doch, daß ich den Winter nicht so frieren muß, gieb doch auch mir armen Knaben etwas! — (Er weinte wieder laut.) — O liebe Mutter! — Aber sie ist nun todt und ich sehe sie nicht wieder, und so eine Mutter bekomme ich in meinem Leben nicht wieder. Da hab' ich gesehen, daß die Leute schwarze Kleider tragen; wenn ihnen jemand abgestorben ist. Das sieht so schön, — und wenn das andere Leute sehen so werden sie mit traurig, haben Mitleiden mit den Leuten die Trauerkleider tragen; aber ich armer Schelm habe nichts! — Wie? so nahe an einem Rübenfelde? O da will ich mir einige aufziehen und essen, denn rohe Rüben schmecken schön. Doch nein! meine Mutter hat immer gesagt, ich sollte nie etwas stehlen. Ich darf also wol keine Rüben aufziehen. — Sieh doch wer kömmt dort her? Ach! ein kleines Mädchen das eine Ziege an einem Bande leitet, um sie neben dem Rübenfelde fres-

sen zu lassen. Sie scheint mit mir von gleichem Alter zu seyn, noch hab' ich das zehnte Jahr nicht zurück gelegt. Ich will zu ihr gehen, vielleicht erhalte ich etwas zu meinem Trost von ihr, denn sie wird aus dem nahgelegenen Dorfe seyn. — (Nun war er nahe bey ihr —) Kleines Mädchen! ich möchte gern ein paar rohe Rüben essen, aber ich darf nicht, gehören sie deinen Eltern zu?

Das Mädchen.

Ja, aber wo bist du her?

Der arme Knabe.

Lieber Gott! Ich habe keine Heymath, ich bin ein armer Knabe und heiße Lorenz.

Das Mädchen (freundlich lächelnd.)

Du heißest Lorenz? das ist ein gar schöner Name; ich heiße Rosine.

Der arme Knabe.

Das ist auch ein gar schöner Name; aber meine Mutter hieß Leene, der Name ist doch noch hübscher.

Das Mädchen.

Das wüste ich nicht. Aber wo ist deine Mutter?

Der arme Knabe.

Sie ist vor einigen Tagen gestorben und begraben.

Das Mädchen.

Du armer Lorenz! wie lange ist sie todt?

Der arme Knabe (bitterlich weinend.)

Schon acht Tage.

Das Mädchen (mit Thränen in den Augen.)

Du bist ein guter Knabe, ich habe dich lieb; aber du hast so unreine zerrissene Kleider an, sonst möcht ich dich in die Arme nehmen, dich küssen und nahe bey dir sitzen.

Der arme Knabe.

Meine Kleider sind zerrissen, aber rein, und doch hab ich das Herz nicht, dich in die Arme zu nehmen, und zu küssen; denn du bist vornehmer als ich. Ich bin der arme Lorenz.

Das Mädchen.

Hör', Lorenz! Du sollst keine rohe Rüben essen; bist du denn hungrig?

Der arme Knabe.

Ja, ich bin hungrig, liebe Rosine!

Das Mädchen.

Nun, so will ich mein Vesperbrod mit dir theilen, hier hab' ichs noch ganz in der Tasche.

Der arme Knabe.

Nein, da eß' ich nichts von, du haſt ſonſt nicht genug.

Das Mädchen.

O! ich bin gar nicht hungrig, auch eß' ich mich dieſen Abend wieder ſatt, und du weiſt doch nicht wo du etwas bekömmſt. — (Sie zieht ein kleines Meſſer aus der Taſche, theilt das Butterbrod in zwey ungleiche Theile, giebt den größten den armen Knaben.)

Der arme Knabe.

Danke dir, liebe Roſine! — Ach! das ſchmekt vortreflich. Lange habe ich keine ſo vergnügte Mahlzeit gehalten. — Aber, hör Roſine, die Leute haben ſo etwas ſchwarzes auf den Hüten, wenn ihnen jemand abgeſtorben iſt, ich möchte auch gerne ſo etwas haben, um damit meine Mutter zu betrauren, aber ich hab' nichts.

Das Mädchen.

Ja freylich, lieber Lorenz! Du ſollteſt einen Flor auf den Hut haben. Ich habe auch keinen ſonſt gäb ich ihn dir. Aber ſieh, dort hängen an dem Faden welcher um das Rübenfeld gezogen worden, einige Theile vom ſchwarzen kreppen Rock, den meine Mutter getragen, die will ich dir holen, und auf deinen Hut machen. — (Läuft ſchnell fort. —)

Der arme Knabe.

Ach, das gute Mädchen! Wie schnell ist sie doch auf den Füßen! Da ist sie schon wieder.

Das Mädchen.

Komm, Lorenz, setze dich zu mir, und gieb mir deinen Hut her, ich will schon etwas darauf machen. Daß du deine Mutter damit betrauren kannst — (Sie sticht mit Stecknadeln einige Lappen an den Hut.) —

Der arme Knabe.

Das ist vortreflich, danke dir liebe Rosine!

Das Mädchen.

Da fällt mir noch etwas ein: unser Herr Amtmann hatte einmal einen Flor um den Arm, als er traurte.

Der arme Knabe.

Das geht an. Hier ist noch genug, mir auch etwas um den Arm zu machen.

Das Mädchen (macht ihm etwas um den Arm.)

Sieh da! nun bist du in völliger Trauer. — Aber es wird Abend, ich muß wol zu Hause. Wo willst du die Nacht schlafen, armer Lorenz?

Der arme Knabe.

Darf ich denn nicht mit dir in euer Dorf gehen?

Das Mädchen.

Ach nein! wir haben einen bösen Nachtwächter, der jagt dich fort, — armer Lorenz.

Der arme Knabe.

Bekümmere dich nicht, Rosine! ich hab noch immer einen Ort gefunden, wo ich herbergen können, aber ich geh nicht gern von dir. (er weint)

Das Mädchen (weint auch.)

Hör', Lorenz! siehst du dort den Rauch oben im Walde?

Der arme Knabe.

Ja, den sehe ich sehr wohl.

Das Mädchen.

Da ist ein Kohlenbrenner, der ist gar ein guter Mann, der nimt allezeit die armen Leute ins Haus, wenn sie der Nachtwächter aus unserm Dorfe fortjagt; da geh du hin.

Der arme Knabe.

Danke dir, beste Rosine! lebe wohl. (sie umfassen und küssen sich.)

Das Mädchen.

Lebe wohl! Gute Nacht! (geht ab.)

Der arme Knabe.

Da wandert sie mit ihrer Ziege hin, das gute Mädchen! daß ich nicht mit in ihr Dorf gehen darf! Doch will ich dem Walde zueilen, der Kohlenbrenner wird mich schon herbergen. Horch —! gewiß, der singt sein Abendlied. — O da sehe ich den Mann schon, der mich beherbergen wird. — Wie ist doch sein Haupt so weiß, als Silber! Ich will ihn zu Ende singen lassen, ehe ich zu ihm gehe. — — — Vater wollt ihr mich diese Nacht wol beherbergen?

Der Alte.

Das weis ich noch nicht.

Der arme Knabe.

O Vater beherberget mich doch! da war ein Mädchen auf dem Felde etwa 10 Jahr alt, eben so alt wie ich, daß hieß Rosine, und hütete eine Ziege, das sagte mir ihr wäret ein sehr guter Mann, ihr würdet mich beherbergen.

Der Alte.

Das könnte wol geschehen, wenn ich nur wüste, daß du ein braver Knabe wärest; denn wisse böse Kinder kann ich nicht leiden. Bist du denn allein?

Der arme Knabe.

Ja, meine Mutter ist vor acht Tagen gestorben, ich habe keinen Vater, keine Mutter, keinen Bruder, keine Schwester mehr.

Der Alte.

Wie alt bist du?

Der arme Knabe.

Ich habs schon gesagt, lieber Vater, daß ich ins zehnte Jahr gehe.

Der Alte.

Hör, Junge! wenn ich wüste —, doch bleibe bey mir, ich will dich herbergen. Bist du hungrig?

Der arme Knabe.

Nein, jetzt nicht mehr, Rosine hat mir ein großes Stück Butterbrod gegeben.

Der Alte.

Rosine ist ein braves Mädchen. Aber hör, Junge, Rosine war nun so gut gegen dich, warst du denn auch gut gegen sie? Siehe! da geben dich die Leute immer zu essen und herbergen dich, und sind dir doch nichts schuldig; denkst du auch wol daran?

Der arme Knabe.

O ja, Vater! meine selige Mutter sagte oft: Kuck, Lorenz! die Leute sind uns nichts schuldig, und geben uns doch zu essen. Wenn du nun groß wirst mußt du arbeiten lernen, und den Leuten wieder Gutes thun. Aber da denk ich denn so: wenn ich so herum geh' betteln, wie kann ich aber all den

Leuten

Leuten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünsch ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte; ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der Alte (lacht herzlich.)

Ja, warum bettelte deine Mutter? warum arbeitete sie nicht?

Der arme Knabe.

Ach, lieber Gott! sie war immer krank.

Der Alte.

Das ist ein anders; Junge du gefällst mir, ich will dich herbergen und dir auch zu essen geben. Aber bist du denn auch des Bettelns müde.

Der arme Knabe.

O Vater! wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollt' ich gern immer nur Brod essen, und Wasser trinken, und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so daran wie ich eben bey Rosine war, warum ich betteln müßte, und Rosine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz leid.

Der Alte.

Warte hier bey meiner Kohlenhütte, lieber Junge! Ich habe noch einige Beschäftigungen. (Er geht an seine Arbeit und fängt ein Abendlied an. Unterdessen kömmt seine Tochter und bringt das

Abend=

Abendbrod.) Sieh, liebe Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Lorenz, er hat keine Mutter, keinen Vater und kein Geschwister, er gefällt mir, nimm ihn mit, und herberge ihn, ich will daß du ihn einige Tage bey dir im Hause behalten sollst.

Martha.

Das will ich gerne thun, lieber Vater! man lernt dann seine Neigungen und seine Natur kennen.

Der Alte.

Das ist wahr, wenn er brav ist, und sonst keinen Anhang hat, und die Wahrheit gesagt hat, so könnte ich ihn behalten und aufziehen; du hast ja doch keine Kinder, man muß aber auch hören, was dein Mann dazu sagt.

Martha.

Ja freylich; der wird aber nichts dagegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden sind.

Der arme-Knabe (hüpft vor Freuden, umfaßt die Martha, als wenns seine Mutter wäre.)

Ach liebe, gute Mutter!

Martha.

Ey, das ist ja ein lieber Knabe, komm nur mit mir nach Hause, und wenn du ein guter Knabe bist, will ich deine Mutter seyn.

Der arme Knabe.

Ja, ich will ein guter Junge seyn.

Martha.

Was hast du da um den Arm?

Der arme Knabe.

Ich habe da etwas schwarzes um den Arm, weil meine Mutter gestorben ist.

Martha.

Du armer Schelm! wer hat dir das umgesteckt?

Der arme Knabe.

Ein Mädchen dort bey dem Rübenfelde, es hieß Rosine.

Martha.

Rosine ist ein recht gutes Mädchen. Aber wie lange willst du denn das Ding um deinen Arm tragen?

Der arme Knabe.

So lange, bis Ihr gewiß wißt, daß ich ein guter Junge bin.

Der Alte.

Ha, der Junge hat Menschenverstand!

Martha.

Weis Gott! er denkt, dann bekäm' er mich zur Mutter, und denn braucht er nicht mehr zu trauren.

trauren. Junge du bist recht klug, komm mit!
— Gute Nacht, lieber Vater, Gott sey bey euch, und schütze euch für bösen Zufällen.

Der Alte.

Gute Nacht, meine Tochter! grüß deinen lieben Mann.

Der arme Knabe.

Gute Nacht, lieber Vater!

Der Alte.

Danke dir, lieber Junge! mach' nur daß dein Flor vom Arm kömmt.

Der arme Knabe.

Den laß ich darum, bis hier diese Mutter sagt, daß ich ihn abnehmen soll.

Der Alte.

Der Junge ist klug, Martha, wenn er nur kein Schalk ist.

Martha.

Das wollen wir bald entdecken, Vater! Nochmals eine gute Nacht. (gehen fort.)

19. Empfindungen einer Tochter am 1 Tage des Jahrs, Ihren Eltern gewidmet.

Wie sanft vom Thau getränkte Rose
Wenn erwärmend Gottes Sonne lacht,
Aus der Erde mütterlichem Schooße
Für den Liebling der Natur erwacht:

So steigt jetzt des Jahres erster Morgen
Freude lächelnd am Olymp herauf,
Und verscheucht der vorigen Tage Sorgen
Fordert uns zu Dankgesängen auf.

Auch mich riefen seine ersten Stralen,
Hin zu meines Gottes Dankaltar,
Froh ihm die Gelübde zu bezahlen,
Bracht ich auch mein Körnchen Weyrauch dar.

Bat mit Thränen: o du Freund der Jugend
Dessen Güte mir jetzt alles gab,
Sende Weisheit, sende Himmelstugend
In dieß offne weiche Herz herab.

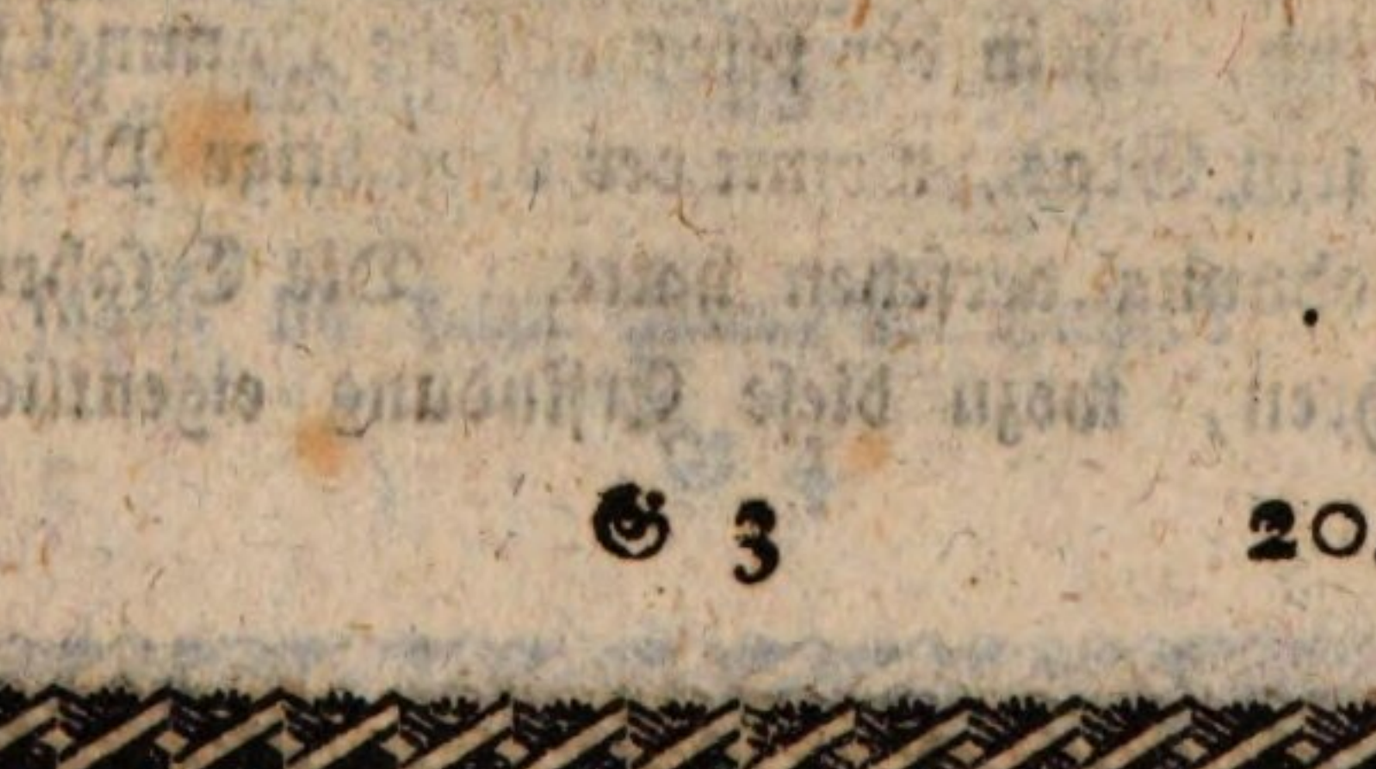
Und nun eil ich zu Euch, würd'ge Beyde,
Die Ihr mir nächst Gott mein alles seyd,
Die Ihr sanfte Unschuldsvolle Freude
Auf die Pfade meines Lebens streut;

Flehn

Flehe von des besten Vaters Güte
Und der mir so theuren Mutterhuld,
Die mich sanft zu bessern sich bemühte
Gütige Verzeihung meiner Schuld.

Und gelobe mit gerührter Seele
Freudige Erfüllung jeder Pflicht,
Zur Gefährtin meiner Jugend wähle
Ich die Tugend, die Euch Kränze pflicht.

Froh erbitt' ich Gottes reichen Segen
Für Euch, Theure! auf das künft'ge Jahr,
Liebreich leit er Euch auf Rosenwegen,
Und mach alle meine Wünsche wahr!



20. Ein Brief über die zu Paris erfundene neue Luftmaschine.

Bester Freund,

Sie wissen es doch schon, daß ein gewisser Herr Montgolfier zu Paris, eine neue Luftmaschine erfunden hat, wundern soll mirs, ob dieselbe auch nicht bald zu uns kommen wird; denn alles was neu ist pflegt man bald nach Deutschland zu bringen, weil Geld damit zu verdienen ist. Als der Erfinder mit seiner Maschine in Gegenwart des Hofes Experimente machte, soll eine Menge von 300,000 Menschen zusammen gekommen seyn, um ihre Neugierde zu befriedigen. Die Kugel soll sich etwa dreyhundert Fuß hoch in einer horizontalen Linie langsam gegen Norden zu erhoben, und gleich hinter den letzten Häusern von Versailles schon wieder niedergefallen seyn. Der Erfinder hatte einen Hahn, eine Ente und einen Hammel hineingesetzet, um zu erfahren wie sich diese Thiere bey Niedersenkung seiner Maschine befinden würden, denn einen Menschen hineinzusetzen würde zuviel gewagt gewesen seyn. Man fand den Hahn der sich in seinem Korbe beym Niederfallen verletzt hatte, sterbend, die Ente war ganz schwindlich und taumelnd, allein der pflegmatische Hammel fraß ganz ruhig sein Gras, womit der vorsichtige Physiker seine Luftwohnung versehen hatte. Die Erfahrung wird es lehren, wozu diese Erfindung eigentlich nützen

wird, denn wenn sie weiter keinen Vortheil schaft, als daß man damit einige hundert Ellen in die Luft fahren kann, so will das wenig sagen. Eine artige Fabel muß ich doch hersetzen, die bey dieser Gelegenheit verfertiget worden.

Die Ente, der Hammel und der Hahn, in Montgolfiers Luftmaschine.

Eine Fabel.

Die Ente.

Wie gütig ist Herr Montgolfier!
Aus bloßem Eifer uns zu dienen,
Verfertigt er so große künstliche Maschinen
Und hebt damit uns in die höh.

Der Hammel.

Aus Eifer uns zu dienen? Ey,
Du denkst sehr stolz, bey meiner Treu! —
Ich bitte dich, laß diesen Irrthum schwinden.
So sehr ich Schöps bin, kann ich doch
In dieser Reise keine Wohlthat, noch
Für uns den mindsten Nutzen finden.
Auch möcht ich lieber, statt die Bahn
Zum Monde für ihn aufzuspähen
Mich auf dem Anger dort, auf Klee und Timian
Und ihn, dem Künstler selbst, in der Maschine
sehen. —
Was sagest du dazu Gevatter Hahn?

Der Hahn.

Getroffen, lieber Schöps! Vergnügen kann
Uns diese Promenade nicht gewähren
Ja, wenn dort hübsche Hüner wären! —
Und, — doch gesagt in allen Ehren —
Obs für die Welt von großem Nutzen sey
Dran zweifl' ich fast. Denn wie man spricht
So wissen selbst die Kenner nicht,
Zu welchem Endzweck die Maschinen,
Voll leichter Luft den Menschen dienen.

Wp.

Ist die Fabel nicht ganz artig? Wenn die Erfindung des Franzosen zu nichts weiter dienet, so hat sie doch schon den Nutzen geschaffet einen deutschen Dichter Stoff zur Verfertigung derselben zu geben. Ohne Montgolfiers Erfindung würde sie nicht existiren. Keine Erfindung ist so schlecht, sie ist doch allemal zu etwas gut, und wer weis was mit der Zeit aus dem Dinge werden kann. Ich empfehle mich ihrer fernern Freundschaft, und erwarte bald eine Antwort, nicht blos auf diesen, sondern mehrern vorhergehenden Briefen, die sie bisher unbeantwortet gelassen haben, welches doch wider Ihre Gewohnheit und unserer Verabredung ist. Sie wissen es schon, und doch wiederhole ich es noch einmal, daß ich ganz der Ihrige bin.

Carl von H * *

---

21. Der Nordamerikanische Indianer.

Der Nordamerikanische Indianer hat eine kupfer- oder leimrothe Farbe, daher liebt diese Nation alles, was ihr, ihrer Einbildung nach, zur Vervollkommung und Erhöhung desselben behülflich seyn kann. Aus diesem Grunde bemahlen sie sich ihre Gesichter mit Zinober, als dem besten und schönsten Ingrediens, daß also die Farbe der Indianer lediglich ein Werk des Zufalls oder der Kunst ist, erhellet deutlich genug. Nach den Traditionen die sie unter sich haben, sind sie von Westen her, von einem weit entlegenen Lande, wo in der Farbe menschlicher Wesen kein Unterschied war, in ihr gegenwärtiges Land gekommen, und es ist ihnen völlig unbekannt, welches die erste oder ursprüngliche Farbe gewesen ist. Auch ihre Gebräuche und Gewohnheiten so wie sie jetzt sind, beweisen, daß sie Morgenländer sind; und da die Verschiedenheit der Farbe unter den Menschen eine von den Hauptursachen ihrer Trennung, ihres Streits und Blutvergießens ist; wie würde die Güte und Gerechtigkeit Gottes bestehen, wenn man glauben könnte, daß er zahlreiche Stämme und ihre Nachkommenschaft mit einer Farbe schändlich gebrandmarket hätte, die in den Augen und der Meinung derer, die von jenen verschiedene Farbe haben, abscheulich und heßlich ist!

So wie die Indianer in Amerika, röthlich oder kupferfarbig sind, so sind sie auch überhaupt stark

Der Hahn.

Getroffen, lieber Schöps! Vergnügen kann
Uns diese Promenade nicht gewähren
Ja, wenn dort hübsche Hüner wären! —
Und, — doch gesagt in allen Ehren —
Obs für die Welt von großem Nutzen sey
Dran zweifl' ich fast. Denn wie man spricht
So wissen selbst die Kenner nicht,
Zu welchem Endzweck die Maschinen,
Voll leichter Luft den Menschen dienen.

Wp.

Ist die Fabel nicht ganz artig? Wenn die Erfindung des Franzosen zu nichts weiter dienet, so hat sie doch schon den Nutzen geschaffet einen deutschen Dichter Stoff zur Verfertigung derselben zu geben. Ohne Montgolfiers Erfindung würde sie nicht existiren. Keine Erfindung ist so schlecht, sie ist doch allemal zu etwas gut, und wer weis was mit der Zeit aus dem Dinge werden kann. Ich empfehle mich ihrer fernern Freundschaft, und erwarte bald eine Antwort, nicht blos auf diesen, sondern mehrern vorhergehenden Briefen, die sie bisher unbeantwortet gelassen haben, welches doch wider Ihre Gewohnheit und unserer Verabredung ist. Sie wissen es schon, und doch wiederhole ich es noch einmal, daß ich ganz der Ihrige bin.

Carl von H * *

---

21. Der Nordamerikanische Indianer.

Der Nordamerikanische Indianer hat eine kupfer- oder leimrothe Farbe, daher liebt diese Nation alles, was ihr, ihrer Einbildung nach, zur Vervollkommnung und Erhöhung desselben behülflich seyn kann. Aus diesem Grunde bemahlen sie sich ihre Gesichter mit Zinober, als dem besten und schönsten Ingrediens, daß also die Farbe der Indianer lediglich ein Werk des Zufalls oder der Kunst ist, erhellet deutlich genug. Nach den Traditionen die sie unter sich haben, sind sie von Westen her, von einem weit entlegenen Lande, wo in der Farbe menschlicher Wesen kein Unterschied war, in ihr gegenwärtiges Land gekommen, und es ist ihnen völlig unbekannt, welches die erste oder ursprüngliche Farbe gewesen ist. Auch ihre Gebräuche und Gewohnheiten so wie sie jetzt sind, beweisen, daß sie Morgenländer sind; und da die Verschiedenheit der Farbe unter den Menschen eine von den Hauptursachen ihrer Trennung, ihres Streits und Blutvergießens ist; wie würde die Güte und Gerechtigkeit Gottes bestehen, wenn man glauben könnte, daß er zahlreiche Stämme und ihre Nachkommenschaft mit einer Farbe schändlich gebrandmarket hätte, die in den Augen und der Meinung derer, die von jenen verschiedene Farbe haben, abscheulich und heßlich ist!

So wie die Indianer in Amerika, röthlich oder kupferfarbig sind, so sind sie auch überhaupt stark

von Körper und Gliedern wol proportionirt, außerordentlich thätig und hurtig, und strenge in ihrer Lebensart.

Sie sind sinnreich, witzig, verschlagen und betrügerisch, sehr aufrichtig gegen Leute von ihrem Stamme, aber unredlich und boshaft gegen Europäer und Christen. Wenn sie ehrlich und unschädlich sind, so geschiehet es aus Furcht vor der Rache und Wiedervergeltung, die im Fall einer angethanen Beleidigung unvermeidlich ist. Sie sind sehr zurückhaltend und heimlich mit ihren Geheimnissen; sie vergessen die Beleidigungen nie, und sind bis zum Unsinn blutgierig.

Sie sind furchtsam und deswegen behutsam, eifersüchtig auf die Besitzergreifung ihrer christlichen Nachbarn, und eben so unzufrieden mit der Freyheit bey jeder Veränderung des Glücks. Sie besitzen eine starke durchdringende Beurtheilungskraft, entwerfen außerordentlich listige Plane, und führen sie mit größter Vorsicht, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit aus.

Bey ihren Berathschlagungen lassen sie niemand als Krieger, die sich hervorgethan haben, und beliebte Männer zu. Sie gehen langsam zu Werke, beharren aber standhaft auf ihren Unternehmungen. Im Essen sind sie gemeiniglich sehr mäßig, aber außerordentlich unmäßig im Trinken; sie verwandeln

sich oft durch das hitzige Getränke in grimmige schäumende Bären.

Im Ganzen genommen sind die Weiber von einer milden, liebenswürdigen, sanften Gemüthsart; in ihrem Betragen äußerst sittsam, und sehr selten geschwätzig, sowol im ehelosen als ehelichen Stande.

Die Männer verstehen nunmehro durch den Unterricht der Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs, sie sind aber auch geschickt den Bogen zu spannen, und den befiederten Pfeil und ihren Tomehawk unter den fliehenden Feind zu schießen. Sie haben scharfe, durchdringende, schwarze Augen, wie der Lux, und laufen außerordentlich schnell, besonders in einem weitläuftigen Walde. Sie laufen, in Begleitung einer Kuppel heißhungriger Spürhunde, mit nackten Füßen, zwey bis dreyhundert englische Meilen weit durch rauhe Wälder den flüchtigen Feind zu verfolgen, mit unabläßiger Eilfertigkeit und Hitze, bis sie Blut speyen. Wenn sie diesen brennenden Blutdurst gestillet haben, kehren sie mit Gemächlichkeit nach Hause, wenn sie nicht, wie es jedoch oft geschiehet, verfolgt werden.

Es ist merkwürdig, daß es keine ungestalte Indianer giebt. Es sind aber diejenigen, die zwischen den Wendezirkeln wohnen, gemeiniglich schwächer und kleiner von Körper als die unter den höheren

Breiten,

Breiten, wiewol nicht im gleichem Verhältniß. Denn obgleich die Länder der Chikkasah und Choktah nicht weit von einander abgesondert sind, wie man aus der Gleichheit ihrer Sprache und anderer Dinge abnehmen kann, so sind doch die Chikkasah viel länger und stärker von Leibe als die letzteren, ungeachtet ihr Land nur zwey Grade weiter nach Norden zu liegt. Ein so geringer Unterschied der Breite in einem so gesunden Erdstrich, kann in der Beschaffenheit ihrer Körper keine so große Verschiedenheit hervorbringen. Die ersten sind ein schönes, angenehm aussehendes Volk. Ihre Gesichter sind ziemlich rund, dahingegen die Gesichter der andern sich sehr gegen die Fläche neigen, welches bey den meisten andern amerikanischen Indianern der Fall ist. Die Lippen der Indianer überhaupt genommen sind dünne.

Ihre Augen sind klein, scharfsichtig und schwarz, ihre Haare sind lang, grob und dunkel. Man will nur einen einzigen mit gekräuselten, und noch einen mit rothen Haaren bemerket haben, die aber vermuthlich beyde von französischen und indianischen Eltern gezeugt worden.

Romantische Reisende und ihre leichtgläubigen Nachbeter, geben sie für unbärtig und für Leute aus, an deren Körper nicht ein Haar wachse, und die Fremden müssen sie auch allerdings dafür halten.

Aber

Aber so wol Mannes als Weibespersonen reißen sich alle Haare am Leibe aus, wozu sie sich eine Art von kleiner Zangen bedienen, die sie ehemals aus zusammengeklemmten Muschelschaalen machten, jetzt aber von mittelmäßig starkem Drate verfertigen, und die Gestalt eines Flintenkrätzers hat. Der Drat wird um einen dünnen Stecken gedrehet und die Enden darin befestiget, und diese Form behält es, nachdem es zuvor glatt gemacht worden ist. Dieses indianische Scheermesser halten sie mit den beyden Vorderfingern und den Daumen, und reißen sich so damit die Haare aus, nach Art der jüdischen Priester und Neubekehrten; denn jene konnten sich nur auf diese und keine andere Weise vor der Verrichtung ihres Priesterthums reinigen, und diese nicht eher der Wohlthaten der Religionsgemeinschaft theilhaftig werden.

Ihre vornehmste Kleidung ist sehr einfach, wie jene zu den Zeiten der Patriarchen. Zum Unterschied tragen viele von ihren alten Befehlshabern einen langen weiten Ueberrock, der jener alten Gewohnheit zu Ehren aus wilden Thierhäuten gemacht ist. Es muß eine Nothwendigkeit seyn, die sie zwingt, enge, kneipende Sandalen an ihren Füßen zu tragen. Bey allen Auftritten des Lebens scheinen sie ganz gelassen und gleichgültig, als wenn sie von allen Leidenschaften frey wären, und kein Gefühl hätten. Nicht Reichthum, sondern kriegerische Tapferkeit ist die Eigenschaft

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

viel Aehnlichkeit mit der alten römischen Toga oder Praentexta hat. Es hat dasselbe ungefähr vier Ellen in der Länge und Breite, und ist ein Viereck, das vorn sieben bis acht Viertel lang mit Zierathen besetzt ist. Es dienet sowol dazu, einen zum glänzenden Herrn von der galanten Welt zu machen, als zum Schutz wider Hitz und Kälte. In diesem seltsamen Staat wickeln sich die rothen Helden ein, wenn sie in ihren schwülen Versammlungshäusern rings um das für heilig gehaltene Feuer wackeln, jauchzen und springen. Bey Gelegenheit wo sie leicht schwitzen, tragen sie diese Last dennoch ohne Unterlaß eine ganze Nacht hindurch, aus dem nemlichen Grundsatze des Stolzes, aus welchem sich der gravitätische Spanier im Sommer unter seinem Wintermantel in Schweiß bringen läßt.

Sie haben eine große Abneigung gegen das Hosentragen, weil sie mit dieser Gewohnheit die Idee der Hülflosigkeit und Verzärtelung verbinden. Einem Deutschen, der sich dreißig Jahr lang meistens unter den Chikkasah aufgehalten hatte, gaben sie, so wie seiner ganzen Nation, den schimpflichen Beynamen Kish-kish Tarakshe oder gebundener Hinterer, weil er seine Beinkleider an einem kreuzweis über die Schultern hangenden Tragebande zu befestigen gewohnt war.. Sie schätzen um deswillen die Engelländer weit höher als die Deutschen, weil, wie sie sagen, ihre Glieder durch die Kleidung an den mancherley Bewegungen weniger

gehindert

würden, als bey diesen. Die indianischen Weiber machen auch die Anmerkung, daß die garstigen Hosen ihren Männern unerhört unbequem seyn würden, und daß es gewiß ihrem Lande Unglück bringen würde, wenn sie genöthiget werden sollten Hosen zu tragen. Die Mannspersonen tragen an statt der Hosen ein Stück Tuch, ungefähr eine Viertelelle breit und anderthalb Ellen lang, das sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um ihre Hüften mit einem breiten Bande befestigen. Die Weiber schlagen, seitdem die Europäer zu ihnen gekommen sind, ein Stück Tuch von der halben Breite eines Klafters um ihren Unterleib, und binden es mit einem ledern Gürtel fest, der gemeiniglich mit meßingenen Knöpfen und Schnallen befestiget ist. Dieser kurze Weiberrock darf ihnen aber weiter nicht als bis an die Knie reichen, um das schöne Ebenmaß zeigen zu können.

Die Schuhe die sie gemeiniglich tragen, machen sie aus Bären- und Elendhaut, die, um die Verhärtung zu verhüten, wohl zubereitet und durchgeräuchert sind. Ihre Staatsschuhe aber werden aus Wildhäuten, die auf gleiche Art zubereitet sind, gemacht. Unterdessen gehen sie doch meistens baarfuß und immer im bloßen Kopf. Die Männer befestigen verschiedene Sorten schöner Federn, öfters ganze Büschel davon, an einer Locke mitten auf dem Kopfe; ja sie bedienen sich auch dazu die Flügel eines

gewissen Vogels, oder die Haut eines kleinen Falken. Eine jede indianische Völkerschaft schmückt ihre Haare auf eine besondere Art, wenn es zum Kriege geht, um dadurch gegen die andere ihre Geringschätzung zu erkennen geben. Deswegen kann man auch die Feinde in den Wäldern, so weit als man nur sehen kann, von einander unterscheiden.

Die Indianer machen ihre Köpfe platt, nach verschiedenen Formen. Die meisten aber drücken den Obertheil des Kopfs nieder. Sie halten dieses in ihrer wilden Einbildungskraft für Verschönerung: denn die Europäer nennen sie spottweise Langköpfe.

Die Choktah drücken ihre Stirne, von dem Wirbel an bis an die Augenbraunen, mit einem kleinen Sandbeutel breit, welches ihnen ein schreckliches Ansehen giebt, indem die Stirne natürlicher Weise, nach dem Verhältniß der gemachten Niederdrückung, aufwärts hervortritt. Daher kömmt derjenige Punkt, wo die Nase nach der Spitze zu höher zu werden anfängt, anstatt, daß er sonst von dem Anfange des Kinnes und der Haare an der Stirne gleich weit entfernt ist, durch diese grausame Operation, dem einen, einen guten Theil näher, und von dem andern weiter zu stehen. Die indianischen Nationen um Südcarolina und auf dem ganzen Strich nach Neumexico, sperren ihr zartes Kind, um seinem Kopf diese Form zu geben, in eine Art von Wiege, in welche seine

Füße

Füße dergestalt unterstützet werden, daß sie im Verhältniß mit der horizontalen Lage einen Fuß höher zu liegen kommen. Der Kopf hängt rückwärts in ein Loch herab, das dazu gemacht ist um ihn fassen zu können; hier ruht der größte Theil seines Gewichts auf dem Wirbel des Kopfs, dem ein kleiner Sandsack untergelegt ist, so daß das Kind nicht im Stande ist ihn zu bewegen. Die Hirnschaale die in der Kindheit einem feinen knorpelichten Wesen gleicht, ist fähig Eindrücke anzunehmen. Durch diese Pressung und Niederdrückung des obern Kopfes, muß dieser nothwendig dick und das Gesicht breit werden. Denn wenn die zarten Kanäle der Natur an einem Orte verstopft werden, so bricht sie, im Fall nicht eine Zerstörung des ganzen Systems erfolget, mit einem verhältnißmäßigen Ueberfluß an einer andern Seite wieder hervor.

Sollten wir nicht diese Gewohnheit ihre leichtsinnige, wilde und grausame Gemüthsart zuschreiben, und diese als eine nothwendige Folge jener Ursache betrachten können, besonders wenn wir dabey eine schlechte Erziehung und ihre große Fertigkeit, ihre thierischen Leidenschaften in Bewegung zu setzen, in Betrachtung ziehen? Wenn das Gehirn eines Volks von kälterer Natur in Unordnung gebracht ist, so urtheilet und unterscheidet es nicht mit richtiger Urtheilskraft. Die Indianer

Leuten helfen arbeiten, die mir etwas gegeben haben? und da wünsch ich denn, daß ich doch nicht mehr zu betteln brauchte; ich muß sonst der ganzen Welt helfen arbeiten.

Der Alte (lacht herzlich.)

Ja, warum bettelte deine Mutter? warum arbeitete sie nicht?

Der arme Knabe.

Ach, lieber Gott! sie war immer krank.

Der Alte.

Das ist ein anders; Junge du gefällst mir, ich will dich herbergen und dir auch zu essen geben. Aber bist du denn auch des Bettelns müde.

Der arme Knabe.

O Vater! wenn ich nur nicht zu betteln brauchte, so wollt' ich gern immer nur Brod essen, und Wasser trinken, und zerrissene Kleider haben. Ich dachte so daran wie ich eben bey Rosine war, warum ich betteln müßte, und Rosine nicht, und da wurde mir das Betteln ganz leid.

Der Alte.

Warte hier bey meiner Kohlenhütte, lieber Junge! Ich habe noch einige Beschäftigungen. (Er geht an seine Arbeit und fängt ein Abendlied an. Unterdessen kömmt seine Tochter und bringt das

Abend=

Abendbrod.) Sieh, liebe Martha! da ist eben ein armer Junge hergekommen, er heißt Lorenz, er hat keine Mutter, keinen Vater und kein Geschwister, er gefällt mir, nimm ihn mit, und herberge ihn, ich will daß du ihn einige Tage bey dir im Hause behalten sollst.

Martha.

Das will ich gerne thun, lieber Vater! man lernt dann seine Neigungen und seine Natur kennen.

Der Alte.

Das ist wahr, wenn er brav ist, und sonst keinen Anhang hat, und die Wahrheit gesagt hat, so könnte ich ihn behalten und aufziehen; du hast ja doch keine Kinder, man muß aber auch hören, was dein Mann dazu sagt.

Martha.

Ja freylich; der wird aber nichts dagegen haben, wenn Ihr und ich damit zufrieden sind.

Der arme-Knabe (hüpft vor Freuden, umfaßt die Martha, als wenns seine Mutter wäre.)

Ach liebe, gute Mutter!

Martha.

Ey, das ist ja ein lieber Knabe, komm nur mit mir nach Hause, und wenn du ein guter Knabe bist, will ich deine Mutter seyn.

Der arme Knabe.

Ja, ich will ein guter Junge seyn.

Martha.

Was hast du da um den Arm?

Der arme Knabe.

Ich habe da etwas schwarzes um den Arm, weil meine Mutter gestorben ist.

Martha.

Du armer Schelm! wer hat dir das umgesteckt?

Der arme Knabe.

Ein Mädchen dort bey dem Rübenfelde, es hieß Rosine.

Martha.

Rosine ist ein recht gutes Mädchen. Aber wie lange willst du denn das Ding um deinen Arm tragen?

Der arme Knabe.

So lange, bis Ihr gewiß wißt, daß ich ein guter Junge bin.

Der Alte.

Ha, der Junge hat Menschenverstand!

Martha.

Weis Gott! er denkt, dann bekäm' er mich zur Mutter, und denn braucht er nicht mehr zu trauren.

trauren. Junge du bist recht klug, komm mit! — Gute Nacht, lieber Vater, Gott sey bey euch, und schütze euch für bösen Zufällen.

Der Alte.

Gute Nacht, meine Tochter! grüß deinen lieben Mann.

Der arme Knabe.

Gute Nacht, lieber Vater!

Der Alte.

Danke dir, lieber Junge! mach' nur daß dein Flor vom Arm kömmt.

Der arme Knabe.

Den laß ich darum, bis hier diese Mutter sagt, daß ich ihn abnehmen soll.

Der Alte.

Der Junge ist klug, Martha, wenn er nur kein Schalk ist.

Martha.

Das wollen wir bald entdecken, Vater! Nochmals eine gute Nacht. (gehen fort.)

---

19. Empfindungen einer Tochter am 1 Tage des Jahrs, Ihren Eltern gewidmet.

Wie sanft vom Thau getränkte Rose
Wenn erwärmend Gottes Sonne lacht,
Aus der Erde mütterlichem Schooße
Für den Liebling der Natur erwacht:

So steigt jetzt des Jahres erster Morgen
Freude lächelnd am Olymp herauf,
Und verscheucht der vorigen Tage Sorgen
Fordert uns zu Dankgesängen auf.

Auch mich riefen seine ersten Stralen,
Hin zu meines Gottes Dankaltar,
Froh ihm die Gelübde zu bezahlen,
Bracht ich auch mein Körnchen Weyrauch dar.

Bat mit Thränen: o du Freund der Jugend
Dessen Güte mir jetzt alles gab,
Sende Weisheit, sende Himmelstugend
In dieß offne weiche Herz herab.

Und nun eil ich zu Euch, würd'ge Beyde,
Die Ihr mir nächst Gott mein alles seyd,
Die Ihr sanfte Unschuldsvolle Freude
Auf die Pfade meines Lebens streut;

Flehe von des besten Vaters Güte
Und der mir so theuren Mutterhuld,
Die mich sanft zu bessern sich bemühte
Gütige Verzeihung meiner Schuld.

Und gelobe mit gerührter Seele
Freudige Erfüllung jeder Pflicht,
Zur Gefährtin meiner Jugend wähle
Ich die Tugend, die Euch Kränze pflicht.

Froh erbitt' ich Gottes reichen Segen
Für Euch, Theure! auf das künft'ge Jahr,
Liebreich leit er Euch auf Rosenwegen,
Und mach alle meine Wünsche wahr!

20. Ein Brief über die zu Paris erfundene neue Luftmaschine.

Bester Freund,

Sie wissen es doch schon, daß ein gewisser Herr Montgolfier zu Paris, eine neue Luftmaschine erfunden hat, wundern soll mirs, ob dieselbe auch nicht bald zu uns kommen wird; denn alles was neu ist pflegt man bald nach Deutschland zu bringen, weil Geld damit zu verdienen ist. Als der Erfinder mit seiner Maschine in Gegenwart des Hofes Experimente machte, soll eine Menge von 300,000 Menschen zusammen gekommen seyn, um ihre Neugierde zu befriedigen. Die Kugel soll sich etwa dreyhundert Fuß hoch in einer horizontalen Linie langsam gegen Norden zu erhoben, und gleich hinter den letzten Häusern von Versailles schon wieder niedergefallen seyn. Der Erfinder hatte einen Hahn, eine Ente und einen Hammel hineingesetzet, um zu erfahren wie sich diese Thiere bey Niedersenkung seiner Maschine befinden würden, denn einen Menschen hineinzusetzen würde zuviel gewagt gewesen seyn. Man fand den Hahn der sich in seinem Korbe beym Niederfallen verletzt hatte, sterbend, die Ente war ganz schwindlich und taumelnd, allein der pflegmatische Hammel fraß ganz ruhig sein Gras, womit der vorsichtige Physiker seine Luftwohnung versehen hatte. Die Erfahrung wird es lehren, wozu diese Erfindung eigentlich nützen wird,

wird, denn wenn sie weiter keinen Vortheil schaft, als daß man damit einige hundert Ellen in die Luft fahren kann, so will das wenig sagen. Eine artige Fabel muß ich doch hersetzen, die bey dieser Gelegenheit verfertiget worden.

Die Ente, der Hammel und der Hahn, in Montgolfiers Luftmaschine.

Eine Fabel.

Die Ente.

Wie gütig ist Herr Montgolfier!
Aus bloßem Eifer uns zu dienen,
Verfertigt er so große künstliche Maschinen
Und hebt damit uns in die höh.

Der Hammel.

Aus Eifer uns zu dienen? Ey,
Du denkst sehr stolz, bey meiner Treu! —
Ich bitte dich, laß diesen Irrthum schwinden.
So sehr ich Schöps bin, kann ich doch
In dieser Reise keine Wohlthat, noch
Für uns den mindsten Nutzen finden.
Auch möcht ich lieber, statt die Bahn
Zum Monde für ihn aufzuspähen
Mich auf dem Anger dort, auf Klee und Timian
Und ihn, dem Künstler selbst, in der Maschine sehen. —
Was sagest du dazu Gevatter Hahn?

Der Hahn.

Getroffen, lieber Schöps! Vergnügen kann
Uns diese Promenade nicht gewähren
Ja, wenn dort hübsche Hüner wären! —
Und, — doch gesagt in allen Ehren —
Obs für die Welt von großem Nutzen sey
Dran zweifl' ich fast. Denn wie man spricht
So wissen selbst die Kenner nicht,
Zu welchem Endzweck die Maschinen,
Voll leichter Luft den Menschen dienen.

Wp.

Ist die Fabel nicht ganz artig? Wenn die Erfindung des Franzosen zu nichts weiter dienet, so hat sie doch schon den Nutzen geschaffet einen deutschen Dichter Stoff zur Verfertigung derselben zu geben. Ohne Montgolfiers Erfindung würde sie nicht existiren. Keine Erfindung ist so schlecht, sie ist doch allemal zu etwas gut, und wer weis was mit der Zeit aus dem Dinge werden kann. Ich empfehle mich ihrer fernern Freundschaft, und erwarte bald eine Antwort, nicht blos auf diesen, sondern mehrern vorhergehenden Briefen, die sie bisher unbeantwortet gelassen haben, welches doch wider Ihre Gewohnheit und unserer Verabredung ist. Sie wissen es schon, und doch wiederhole ich es noch einmal, daß ich ganz der Ihrige bin.

Carl von H * *

---

21. Der Nordamerikanische Indianer.

Der Nordamerikanische Indianer hat eine kupfer- oder leimrothe Farbe, daher liebt diese Nation alles, was ihr, ihrer Einbildung nach, zur Vervollkommung und Erhöhung desselben behülflich seyn kann. Aus diesem Grunde bemahlen sie sich ihre Gesichter mit Zinober, als dem besten und schönsten Ingrediens, daß also die Farbe der Indianer lediglich ein Werk des Zufalls oder der Kunst ist, erhellet deutlich genug. Nach den Traditionen die sie unter sich haben, sind sie von Westen her, von einem weit entlegenen Lande, wo in der Farbe menschlicher Wesen kein Unterschied war, in ihr gegenwärtiges Land gekommen, und es ist ihnen völlig unbekannt, welches die erste oder ursprüngliche Farbe gewesen ist. Auch ihre Gebräuche und Gewohnheiten so wie sie jetzt sind, beweisen, daß sie Morgenländer sind; und da die Verschiedenheit der Farbe unter den Menschen eine von den Hauptursachen ihrer Trennung, ihres Streits und Blutvergießens ist; wie würde die Güte und Gerechtigkeit Gottes bestehen, wenn man glauben könnte, daß er zahlreiche Stämme und ihre Nachkommenschaft mit einer Farbe schändlich gebrandmarket hätte, die in den Augen und der Meinung derer, die von jenen verschiedene Farbe haben, abscheulich und heßlich ist!

So wie die Indianer in Amerika, röthlich oder kupferfarbig sind, so sind sie auch überhaupt stark

von Körper und Gliedern wol proportionirt, außerordentlich thätig und hurtig, und strenge in ihrer Lebensart.

Sie sind sinnreich, witzig, verschlagen und betrügerisch, sehr aufrichtig gegen Leute von ihrem Stamme, aber unredlich und boshaft gegen Europäer und Christen. Wenn sie ehrlich und unschädlich sind, so geschiehet es aus Furcht vor der Rache und Wiedervergeltung, die im Fall einer angethanen Beleidigung unvermeidlich ist. Sie sind sehr zurückhaltend und heimlich mit ihren Geheimnissen; sie vergessen die Beleidigungen nie, und sind bis zum Unsinn blutgierig.

Sie sind furchtsam und deswegen behutsam, eifersüchtig auf die Besitzergreifung ihrer christlichen Nachbarn, und eben so unzufrieden mit der Freyheit bey jeder Veränderung des Glücks. Sie besitzen eine starke durchdringende Beurtheilungskraft, entwerfen außerordentlich listige Plane, und führen sie mit größter Vorsicht, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit aus.

Bey ihren Berathschlagungen lassen sie niemand als Krieger, die sich hervorgethan haben, und beliebte Männer zu. Sie gehen langsam zu Werke, beharren aber standhaft auf ihren Unternehmungen. Im Essen sind sie gemeiniglich sehr mäßig, aber außerordentlich unmäßig im Trinken; sie verwandeln

sich oft durch das hitzige Getränke in grimmige schäumende Bären.

Im Ganzen genommen sind die Weiber von einer milden, liebenswürdigen, sanften Gemüthsart; in ihrem Betragen äußerst sittsam, und sehr selten geschwätzig, sowol im ehelosen als ehelichen Stande.

Die Männer verstehen nunmehro durch den Unterricht der Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs, sie sind aber auch geschickt den Bogen zu spannen, und den befiederten Pfeil und ihren Tomehawk unter den fliehenden Feind zu schießen. Sie haben scharfe, durchdringende, schwarze Augen, wie der Lux, und laufen außerordentlich schnell, besonders in einem weitläuftigen Walde. Sie laufen, in Begleitung einer Kuppel heißhungriger Spürhunde, mit nackten Füßen, zwey bis dreyhundert englische Meilen weit durch rauhe Wälder den flüchtigen Feind zu verfolgen, mit unabläßiger Eilfertigkeit und Hitze, bis sie Blut speyen. Wenn sie diesen brennenden Blutdurst gestillet haben, kehren sie mit Gemächlichkeit nach Hause, wenn sie nicht, wie es jedoch oft geschiehet, verfolgt werden.

Es ist merkwürdig, daß es keine ungestalte Indianer giebt. Es sind aber diejenigen, die zwischen den Wendezirkeln wohnen, gemeiniglich schwächer und kleiner von Körper als die unter den höheren

Breiten,

Breiten, wiewol nicht im gleichem Verhältniß. Denn obgleich die Länder der Chikkasah und Choktah nicht weit von einander abgesondert sind, wie man aus der Gleichheit ihrer Sprache und anderer Dinge abnehmen kann, so sind doch die Chikkasah viel länger und stärker von Leibe als die letzteren, ungeachtet ihr Land nur zwey Grade weiter nach Norden zu liegt. Ein so geringer Unterschied der Breite in einem so gesunden Erdstrich, kann in der Beschaffenheit ihrer Körper keine so große Verschiedenheit hervorbringen. Die ersten sind ein schönes, angenehm aussehendes Volk. Ihre Gesichter sind ziemlich rund, dahingegen die Gesichter der andern sich sehr gegen die Fläche neigen, welches bey den meisten andern amerikanischen Indianern der Fall ist. Die Lippen der Indianer überhaupt genommen sind dünne.

Ihre Augen sind klein, scharfsichtig und schwarz, ihre Haare sind lang, grob und dunkel. Man will nur einen einzigen mit gekräuselten, und noch einen mit rothen Haaren bemerket haben, die aber vermuthlich beyde von französischen und indianischen Eltern gezeugt worden.

Romantische Reisende und ihre leichtgläubigen Nachbeter, geben sie für unbärtig und für Leute aus, an deren Körper nicht ein Haar wachse, und die Fremden müssen sie auch allerdings dafür halten.

Aber so wol Mannes als Weibespersonen reißen sich alle Haare am Leibe aus, wozu sie sich eine Art von kleiner Zangen bedienen, die sie ehemals aus zusammengeklemmten Muschelschaalen machten, jetzt aber von mittelmäßig starkem Drate verfertigen, und die Gestalt eines Flintenkrätzers hat. Der Drat wird um einen dünnen Stecken gedrehet und die Enden darin befestiget, und diese Form behält es, nachdem es zuvor glatt gemacht worden ist. Dieses indianische Scheermesser halten sie mit den beyden Vorderfingern und den Daumen, und reißen sich so damit die Haare aus, nach Art der jüdischen Priester und Neubekehrten; denn jene konnten sich nur auf diese und keine andere Weise vor der Verrichtung ihres Priesterthums reinigen, und diese nicht eher der Wohlthaten der Religionsgemeinschaft theilhaftig werden.

Ihre vornehmste Kleidung ist sehr einfach, wie jene zu den Zeiten der Patriarchen. Zum Unterschied tragen viele von ihren alten Befehlshabern einen langen weiten Ueberrock, der jener alten Gewohnheit zu Ehren aus wilden Thierhäuten gemacht ist. Es muß eine Nothwendigkeit seyn, die sie zwingt, enge, kneipende Sandalen an ihren Füßen zu tragen. Bey allen Auftritten des Lebens scheinen sie ganz gelassen und gleichgültig, als wenn sie von allen Leidenschaften frey wären, und kein Gefühl hätten. Nicht Reichthum, sondern kriegerische Tapferkeit ist die Eigenschaft

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

19. Empfindungen einer Tochter am 1 Tage des Jahrs, Ihren Eltern gewidmet.

Wie sanft vom Thau getränkte Rose
Wenn erwärmend Gottes Sonne lacht,
Aus der Erde mütterlichem Schooße
Für den Liebling der Natur erwacht:

So steigt jetzt des Jahres erster Morgen
Freude lächelnd am Olymp herauf,
Und verscheucht der vorigen Tage Sorgen
Fordert uns zu Dankgesängen auf.

Auch mich riefen seine ersten Stralen,
Hin zu meines Gottes Dankaltar,
Froh ihm die Gelübde zu bezahlen,
Bracht ich auch mein Körnchen Weyrauch dar.

Bat mit Thränen: o du Freund der Jugend
Dessen Güte mir jetzt alles gab,
Sende Weisheit, sende Himmelstugend
In dieß offne weiche Herz herab.

Und nun eil ich zu Euch, würd'ge Beyde,
Die Ihr mir nächst Gott mein alles seyd,
Die Ihr sanfte Unschuldsvolle Freude
Auf die Pfade meines Lebens streut;

Flehn

Flehe von des besten Vaters Güte
Und der mir so theuren Mutterhuld,
Die mich sanft zu bessern sich bemühte
Gütige Verzeihung meiner Schuld.

Und gelobe mit gerührter Seele
Freudige Erfüllung jeder Pflicht,
Zur Gefährtin meiner Jugend wähle
Ich die Tugend, die Euch Kränze pflicht.

Froh erbitt' ich Gottes reichen Segen
Für Euch, Theure! auf das künft'ge Jahr,
Liebreich leit er Euch auf Rosenwegen,
Und mach alle meine Wünsche wahr!

20. Ein Brief über die zu Paris erfundene neue Luftmaschine.

Bester Freund,

Sie wissen es doch schon, daß ein gewisser Herr Montgolfier zu Paris, eine neue Luftmaschine erfunden hat, wundern soll mirs, ob dieselbe auch nicht bald zu uns kommen wird; denn alles was neu ist pflegt man bald nach Deutschland zu bringen, weil Geld damit zu verdienen ist. Als der Erfinder mit seiner Maschine in Gegenwart des Hofes Experimente machte, soll eine Menge von 300,000 Menschen zusammen gekommen seyn, um ihre Neugierde zu befriedigen. Die Kugel soll sich etwa dreyhundert Fuß hoch in einer horizontalen Linie langsam gegen Norden zu erhoben, und gleich hinter den letzten Häusern von Versailles schon wieder niedergefallen seyn. Der Erfinder hatte einen Hahn, eine Ente und einen Hammel hineingesetzet, um zu erfahren wie sich diese Thiere bey Niedersenkung seiner Maschine befinden würden, denn einen Menschen hineinzusetzen würde zuviel gewagt gewesen seyn. Man fand den Hahn der sich in seinem Korbe beym Niederfallen verletzt hatte, sterbend, die Ente war ganz schwindlich und taumelnd, allein der pflegmatische Hammel fraß ganz ruhig sein Gras, womit der vorsichtige Physiker seine Luftwohnung versehen hatte. Die Erfahrung wird es lehren, wozu diese Erfindung eigentlich nützen

wird, denn wenn sie weiter keinen Vortheil schaft, als daß man damit einige hundert Ellen in die Luft fahren kann, so will das wenig sagen. Eine artige Fabel muß ich doch hersetzen, die bey dieser Gelegenheit verfertiget worden.

Die Ente, der Hammel und der Hahn, in Montgolfiers Luftmaschine.

Eine Fabel.

Die Ente.

Wie gütig ist Herr Montgolfier!
Aus bloßem Eifer uns zu dienen,
Verfertigt er so große künstliche Maschinen
Und hebt damit uns in die höh.

Der Hammel.

Aus Eifer uns zu dienen? Ey,
Du denkst sehr stolz, bey meiner Treu! —
Ich bitte dich, laß diesen Irrthum schwinden.
So sehr ich Schöps bin, kann ich doch
In dieser Reise keine Wohlthat, noch
Für uns den mindsten Nutzen finden.
Auch möcht ich lieber, statt die Bahn
Zum Monde für ihn aufzuspähen
Mich auf dem Anger dort, auf Klee und Timian
Und ihn, dem Künstler selbst, in der Maschine
sehen. —
Was sagest du dazu Gevatter Hahn?

Der Hahn.

Getroffen, lieber Schöps! Vergnügen kann
Uns diese Promenade nicht gewähren
Ja, wenn dort hübsche Hüner wären! —
Und, — doch gesagt in allen Ehren —
Obs für die Welt von großem Nutzen sey
Dran zweifl' ich fast. Denn wie man spricht
So wissen selbst die Kenner nicht,
Zu welchem Endzweck die Maschinen,
Voll leichter Luft den Menschen dienen.

Wp.

Ist die Fabel nicht ganz artig? Wenn die Erfindung des Franzosen zu nichts weiter dienet, so hat sie doch schon den Nutzen geschaffet einen deutschen Dichter Stoff zur Verfertigung derselben zu geben. Ohne Montgolfiers Erfindung würde sie nicht existiren. Keine Erfindung ist so schlecht, sie ist doch allemal zu etwas gut, und wer weis was mit der Zeit aus dem Dinge werden kann. Ich empfehle mich ihrer fernern Freundschaft, und erwarte bald eine Antwort, nicht blos auf diesen, sondern mehrern vorhergehenden Briefen, die sie bisher unbeantwortet gelassen haben, welches doch wider Ihre Gewohnheit und unserer Verabredung ist. Sie wissen es schon, und doch wiederhole ich es noch einmal, daß ich ganz der Ihrige bin.

Carl von H * *

---

21. Der Nordamerikanische Indianer.

Der Nordamerikanische Indianer hat eine kupfer- oder leimrothe Farbe, daher liebt diese Nation alles, was ihr, ihrer Einbildung nach, zur Vervollkommnung und Erhöhung desselben behülflich seyn kann. Aus diesem Grunde bemahlen sie sich ihre Gesichter mit Zinober, als dem besten und schönsten Ingrediens, daß also die Farbe der Indianer lediglich ein Werk des Zufalls oder der Kunst ist, erhellet deutlich genug. Nach den Traditionen die sie unter sich haben, sind sie von Westen her, von einem weit entlegenen Lande, wo in der Farbe menschlicher Wesen kein Unterschied war, in ihr gegenwärtiges Land gekommen, und es ist ihnen völlig unbekannt, welches die erste oder ursprüngliche Farbe gewesen ist. Auch ihre Gebräuche und Gewohnheiten so wie sie jetzt sind, beweisen, daß sie Morgenländer sind; und da die Verschiedenheit der Farbe unter den Menschen eine von den Hauptursachen ihrer Trennung, ihres Streits und Blutvergießens ist; wie würde die Güte und Gerechtigkeit Gottes bestehen, wenn man glauben könnte, daß er zahlreiche Stämme und ihre Nachkommenschaft mit einer Farbe schändlich gebrandmarket hätte, die in den Augen und der Meinung derer, die von jenen verschiedene Farbe haben, abscheulich und heßlich ist!

So wie die Indianer in Amerika, röthlich oder kupferfarbig sind, so sind sie auch überhaupt stark

von Körper und Gliedern wol proportionirt, außerordentlich thätig und hurtig, und strenge in ihrer Lebensart.

Sie sind sinnreich, witzig, verschlagen und betrügerisch, sehr aufrichtig gegen Leute von ihrem Stamme, aber unredlich und boshaft gegen Europäer und Christen. Wenn sie ehrlich und unschädlich sind, so geschiehet es aus Furcht vor der Rache und Wiedervergeltung, die im Fall einer angethanen Beleidigung unvermeidlich ist. Sie sind sehr zurückhaltend und heimlich mit ihren Geheimnissen; sie vergessen die Beleidigungen nie, und sind bis zum Unsinn blutgierig.

Sie sind furchtsam und deswegen behutsam, eifersüchtig auf die Besitzergreifung ihrer christlichen Nachbarn, und eben so unzufrieden mit der Freyheit bey jeder Veränderung des Glücks. Sie besitzen eine starke durchdringende Beurtheilungskraft, entwerfen außerordentlich listige Plane, und führen sie mit größter Vorsicht, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit aus.

Bey ihren Berathschlagungen lassen sie niemand als Krieger, die sich hervorgethan haben, und beliebte Männer zu. Sie gehen langsam zu Werke, beharren aber standhaft auf ihren Unternehmungen. Im Essen sind sie gemeiniglich sehr mäßig, aber außerordentlich unmäßig im Trinken; sie verwandeln

sich oft durch das hitzige Getränke in grimmige schäumende Bären.

Im Ganzen genommen sind die Weiber von einer milden, liebenswürdigen, sanften Gemüthsart; in ihrem Betragen äußerst sittsam, und sehr selten geschwätzig, sowol im ehelosen als ehelichen Stande.

Die Männer verstehen nunmehro durch den Unterricht der Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs, sie sind aber auch geschickt den Bogen zu spannen, und den befiederten Pfeil und ihren Tomehawk unter den fliehenden Feind zu schießen. Sie haben scharfe, durchdringende, schwarze Augen, wie der Lux, und laufen außerordentlich schnell, besonders in einem weitläuftigen Walde. Sie laufen, in Begleitung einer Kuppel heißhungriger Spürhunde, mit nackten Füßen, zwey bis dreyhundert englische Meilen weit durch rauhe Wälder den flüchtigen Feind zu verfolgen, mit unabläßiger Eilfertigkeit und Hitze, bis sie Blut speyen. Wenn sie diesen brennenden Blutdurst gestillet haben, kehren sie mit Gemächlichkeit nach Hause, wenn sie nicht, wie es jedoch oft geschiehet, verfolgt werden.

Es ist merkwürdig, daß es keine ungestalte Indianer giebt. Es sind aber diejenigen, die zwischen den Wendezirkeln wohnen, gemeiniglich schwächer und kleiner von Körper als die unter den höheren

Breiten,

Breiten, wiewol nicht im gleichem Verhältniß. Denn obgleich die Länder der Chikkasah und Choktah nicht weit von einander abgesondert sind, wie man aus der Gleichheit ihrer Sprache und anderer Dinge abnehmen kann, so sind doch die Chikkasah viel länger und stärker von Leibe als die letzteren, ungeachtet ihr Land nur zwey Grade weiter nach Norden zu liegt. Ein so geringer Unterschied der Breite in einem so gesunden Erdstrich, kann in der Beschaffenheit ihrer Körper keine so große Verschiedenheit hervorbringen. Die ersten sind ein schönes, angenehm aussehendes Volk. Ihre Gesichter sind ziemlich rund, dahingegen die Gesichter der andern sich sehr gegen die Fläche neigen, welches bey den meisten andern amerikanischen Indianern der Fall ist. Die Lippen der Indianer überhaupt genommen sind dünne.

Ihre Augen sind klein, scharfsichtig und schwarz, ihre Haare sind lang, grob und dunkel. Man will nur einen einzigen mit gekräuselten, und noch einen mit rothen Haaren bemerket haben, die aber vermuthlich beyde von französischen und indianischen Eltern gezeugt worden.

Romantische Reisende und ihre leichtgläubigen Nachbeter, geben sie für unbärtig und für Leute aus, an deren Körper nicht ein Haar wachse, und die Fremden müssen sie auch allerdings dafür halten.

Aber so wol Mannes als Weibespersonen reißen sich alle Haare am Leibe aus, wozu sie sich eine Art von kleiner Zangen bedienen, die sie ehemals aus zusammengeklemmten Muschelschaalen machten, jetzt aber von mittelmäßig starkem Drate verfertigen, und die Gestalt eines Flintenkrätzers hat. Der Drat wird um einen dünnen Stecken gedrehet und die Enden darin befestiget, und diese Form behält es, nachdem es zuvor glatt gemacht worden ist. Dieses indianische Scheermesser halten sie mit den beyden Vordersingern und den Daumen, und reißen sich so damit die Haare aus, nach Art der jüdischen Priester und Neubekehrten; denn jene konnten sich nur auf diese und keine andere Weise vor der Verrichtung ihres Priesterthums reinigen, und diese nicht eher der Wohlthaten der Religionsgemeinschaft theilhaftig werden.

Ihre vornehmste Kleidung ist sehr einfach, wie jene zu den Zeiten der Patriarchen. Zum Unterschied tragen viele von ihren alten Befehlshabern einen langen weiten Ueberrock, der jener alten Gewohnheit zu Ehren aus wilden Thierhäuten gemacht ist. Es muß eine Nothwendigkeit seyn, die sie zwingt, enge, kneipende Sandalen an ihren Füßen zu tragen. Bey allen Auftritten des Lebens scheinen sie ganz gelassen und gleichgültig, als wenn sie von allen Leidenschaften frey wären, und kein Gefühl hätten. Nicht Reichthum, sondern kriegerische Tapferkeit ist die Eigenschaft

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

viel Aehnlichkeit mit der alten römischen Toga oder Praentexta hat. Es hat dasselbe ungefähr vier Ellen in der Länge und Breite, und ist ein Viereck, das vorn sieben bis acht Viertel lang mit Zierathen besetzt ist. Es dienet sowol dazu, einen zum glänzenden Herrn von der galanten Welt zu machen, als zum Schutz wider Hitz und Kälte. In diesem seltsamen Staat wickeln sich die rothen Helden ein, wenn sie in ihren schwülen Versammlungshäusern rings um das für heilig gehaltene Feuer wackeln, jauchzen und springen. Bey Gelegenheit wo sie leicht schwitzen, tragen sie diese Last dennoch ohne Unterlaß eine ganze Nacht hindurch, aus dem nemlichen Grundsatze des Stolzes, aus welchem sich der gravitätische Spanier im Sommer unter seinem Wintermantel in Schweiß bringen läßt.

Sie haben eine große Abneigung gegen das Hosentragen, weil sie mit dieser Gewohnheit die Idee der Hülflosigkeit und Verzärtelung verbinden. Einem Deutschen, der sich dreißig Jahr lang meistens unter den Chikkasah aufgehalten hatte, gaben sie, so wie seiner ganzen Nation, den schimpflichen Beynamen Kish-kish Tarakshe oder gebundener Hinterer, weil er seine Beinkleider an einem kreuzweis über die Schultern hangenden Tragebande zu befestigen gewohnt war.. Sie schätzen um deswillen die Engelländer weit höher als die Deutschen, weil, wie sie sagen, ihre Glieder durch die Kleidung an den mancherley Bewegungen weniger

gehindert

würden, als bey diesen. Die indianischen Weiber machen auch die Anmerkung, daß die garstigen Hosen ihren Männern unerhört unbequem seyn würden, und daß es gewiß ihrem Lande Unglück bringen würde, wenn sie genöthiget werden sollten Hosen zu tragen. Die Mannspersonen tragen an statt der Hosen ein Stück Tuch, ungefähr eine Viertelelle breit und anderthalb Ellen lang, das sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um ihre Hüften mit einem breiten Bande befestigen. Die Weiber schlagen, seitdem die Europäer zu ihnen gekommen sind, ein Stück Tuch von der halben Breite eines Klafters um ihren Unterleib, und binden es mit einem ledern Gürtel fest, der gemeiniglich mit meßingenen Knöpfen und Schnallen befestiget ist. Dieser kurze Weiberrock darf ihnen aber weiter nicht als bis an die Knie reichen, um das schöne Ebenmaß zeigen zu können.

Die Schuhe die sie gemeiniglich tragen, machen sie aus Bären- und Elendhaut, die, um die Verhärtung zu verhüten, wohl zubereitet und durchgeräuchert sind. Ihre Staatsschuhe aber werden aus Wildhäuten, die auf gleiche Art zubereitet sind, gemacht. Unterdessen gehen sie doch meistens baarfuß und immer im bloßen Kopf. Die Männer befestigen verschiedene Sorten schöner Federn, öfters ganze Büschel davon, an einer Locke mitten auf dem Kopfe; ja sie bedienen sich auch dazu die Flügel eines

gewissen Vogels, oder die Haut eines kleinen Falken. Eine jede indianische Völkerschaft schmückt ihre Haare auf eine besondere Art, wenn es zum Kriege geht, um dadurch gegen die andere ihre Geringschätzung zu erkennen geben. Deswegen kann man auch die Feinde in den Wäldern, so weit als man nur sehen kann, von einander unterscheiden.

Die Indianer machen ihre Köpfe platt, nach verschiedenen Formen. Die meisten aber drücken den Obertheil des Kopfs nieder. Sie halten dieses in ihrer wilden Einbildungskraft für Verschönerung: denn die Europäer nennen sie spottweise Langköpfe.

Die Choktah drücken ihre Stirne, von dem Wirbel an bis an die Augenbraunen, mit einem kleinen Sandbeutel breit, welches ihnen ein schrecklisches Ansehen giebt, indem die Stirne natürlicher Weise, nach dem Verhältniß der gemachten Niederdrückung, aufwärts hervortritt. Daher kömmt derjenige Punkt, wo die Nase nach der Spitze zu höher zu werden anfänat, anstatt, daß er sonst von dem Anfange des Kinnes und der Haare an der Stirne gleich weit entfernt ist, durch diese grausame Operation, dem einen, einen guten Theil näher, und von dem andern weiter zu stehen. Die indianischen Nationen um Südcarolina und auf dem ganzen Strich nach Neumexico, sperren ihr zartes Kind, um seinem Kopf diese Form zu geben, in eine Art von Wiege, in welche seine

Füße

Füße dergestalt unterstützet werden, daß sie im Verhältniß mit der horizontalen Lage einen Fuß höher zu liegen kommen. Der Kopf hängt rückwärts in ein Loch herab, das dazu gemacht ist um ihn fassen zu können; hier ruht der größte Theil seines Gewichts auf dem Wirbel des Kopfs, dem ein kleiner Sandsack untergelegt ist, so daß das Kind nicht im Stande ist ihn zu bewegen. Die Hirnschaale die in der Kindheit einem feinen knorpelichten Wesen gleicht, ist fähig Eindrücke anzunehmen. Durch diese Pressung und Niederdrückung des obern Kopfes, muß dieser nothwendig dick und das Gesicht breit werden. Denn wenn die zarten Kanäle der Natur an einem Orte verstopft werden, so bricht sie, im Fall nicht eine Zerstörung des ganzen Systems erfolget, mit einem verhältnißmäßigen Ueberfluß an einer andern Seite wieder hervor.

Sollten wir nicht diese Gewohnheit ihre leichtsinnige, wilde und grausame Gemüthsart zuschreiben, und diese als eine nothwendige Folge jener Ursache betrachten können, besonders wenn wir dabey eine schlechte Erziehung und ihre große Fertigkeit, ihre thierischen Leidenschaften in Bewegung zu setzen, in Betrachtung ziehen? Wenn das Gehirn eines Volks von kälterer Natur in Unordnung gebracht ist, so urtheilet und unterscheidet es nicht mit richtiger Urtheilskraft. Die Indianer

betrachten daher alle Gegenstände rings um sich her durch ihre verfälschte Erkenntnißmittel, und verachten die Gestalt der Köpfe der Europäer, weil sie den ihrigen eine üble Wendung gegeben haben.

---

22. Gottes Güte ist unendlich.

Das kleine Lottchen, das durch seine gute Aufführung, seine Gefälligkeit und Munterkeit seinen Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus seiner Kammer, klagte über Kopf und Leibschmerzen. Man bot ihr allerley Erquickungen an, die ihr aber alle eckelhaft waren, und es wurde in einigen Stunden so krank, daß es sich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag es einige Tage unter abwechselnden Frost und großer Hitze, bis sich endlich an seinem ganzen Leibe rothe Punkte zeigten. So bald sie der Arzt erblickte, sagte er, das werden die Pocken, darüber erschracken Vater und Mutter, baten Gott, daß er ihres Kindes Schmerzen lindern wolle, und versprachen einander, daß sie von dieser Stunde an alle Aufmerksamkeit auf ihre liebe Tochter richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre gesunden Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch würklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umstände des armen Kindes täglich wären schlechter geworden. Der ganze Leib wurde mit so hoch aufgeschwollenen Pocken bedeckt, daß man kein Plätzgen so groß wie ein Kreuzer finden konnte, der davon frey gewesen wäre. Dies verursachte ein so entsetzliches Brennen, daß Lottchen immer klagte sie müste so große Pein ausstehen, als wenn sie in glühenden Kohlen läge. Die Augen schworen zu, so daß sie gar nichts mehr sehen konnten, auch in den Ohren brachen Pocken aus, die sie das Gehör beraubten. Ihre Zunge und Gaumen wurden schwarz, so daß ihr alle Erfrischungen die man ihr reichte, bitter schmekten, und ihr Geruch wurde durch die unreinen Ausdünstungen gepeiniget, die ihr elender Körper von sich gab.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern die Lottchen gar herzlich liebten, stunden bey ihrem Krankenbette unbeschreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch bald ihr liebes Kind von seinen großen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet, die Pocken fingen an abzutrocknen, der Schmerz legte sich, der Appetit zum Essen fand sich ein, die Augen giengen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergestellet, Lottchen konnte bald wieder aufstehen.

Da war große Freude im ganzen Hause. Alle ihre Freundinnen hörten die angenehme Nachricht, das Lottchen wieder gesund sey, kamen herbey gelaufen, umarmten sie und weinten vor Freuden an ihrem Halse.

So bald sie ihre verlohrne Kräfte wieder hatte, stellte der Vater ein Fest an, zur Bezeugung seiner großen Freude, lud dazu alle ihre Freundinnen ein, und fuhr mit ihnen nach seinem Weinberge zu, wo er ein schönes Lusthaus hatte, aus welchem er einen großen Theil des Feldes übersehen konnte. Da sahe Lottchen die grüne Flur nach vielen Wochen das erstemal wieder und fand in ihr eine Menge Schönheiten und Reizungen, die sie sonst gar nicht bemerkt hatte. Jeder Käfer, jede Raupe, jede Blume machte ihr Freude. Sie schmiegte sich zärtlich an des Vaters Arm, und sagte: o guter Vater! wie schön ists auf der Welt! Sehn sie die vielen Bäume, die bunten Vögel, die auf denselben hüpfen, die grünen Wiesen, die erstaunlich vielen Blumen dort die vielen Schäfchen, da sehn sie einmal die allerliebsten Käfer! Und hier diese Raupe! Ach lieber Vater wie gut ist Gott! hat so viel schönes für mich gemacht, und hat mir, (hier traten ihr Thränen in die Augen) hat mir Augen gegeben daß ich sehen kann!

Ihre liebe Mutter brachte ihr einen Teller voll Erdbeeren und Zwieback. Sie aß davon, schlug vor

Vergnügen an ihre Brust und sagte, o wie süß, wie süß, schmeckt das. Itzo schmecke ich recht, wie gut es Gott mit uns meynt. Hat so viele Süßigkeit in die Speise gelegt, und unsere Zunge so gemacht, daß wir sie schmecken können. Malchen ihre beste Freundinn, brachte ihr einen Straus von Feldpoley, Feldnelken und andern wohlriechenden Kräutern und Blumen, gab ihr einen Kuß und den Straus, und sagte, o du liebes süßes Mädchen, wie bin ich doch so froh, daß ich dich wieder küssen und dir ein Sträuschen bringen kann. Lottchen roch; ha, das roch kräftig! Sie fand da ein neues Vergnügen, daß sie sonst nicht bemerkt hatte. Riechen sie, sagte sie liebe Mutter wie viele Erquickung Gott in diese Blumen gelegt hat. Der gute Gott! und hat unsere Nase so gebauet, daß wir sie empfinden können.

Itzo versammleten sich alle ihre Gespielen um sie, plauderten, spielten mit ihr, und sangen bisweilen ein Liedchen. Und Lottchen wurde immer vergnügter; drückte eine nach der andern an sich und sagte, o ihr guten Mädchen! wie viele Freude macht ihr mir. Wie angenehm sind eure Gespräche und eure Lieder, und wie lieb hat mich Gott, daß er mir Ohren gegeben hat, daß ich euch hören kann.

So wurde der ganze Tag in Freude und Bewunderung der Güte Gottes zugebracht. Ge-

20. Ein Brief über die zu Paris erfundene neue Luftmaschine.

Bester Freund,

Sie wissen es doch schon, daß ein gewisser Herr Montgolfier zu Paris, eine neue Luftmaschine erfunden hat, wundern soll mirs, ob dieselbe auch nicht bald zu uns kommen wird; denn alles was neu ist pflegt man bald nach Deutschland zu bringen, weil Geld damit zu verdienen ist. Als der Erfinder mit seiner Maschine in Gegenwart des Hofes Experimente machte, soll eine Menge von 300,000 Menschen zusammen gekommen seyn, um ihre Neugierde zu befriedigen. Die Kugel soll sich etwa dreyhundert Fuß hoch in einer horizontalen Linie langsam gegen Norden zu erhoben, und gleich hinter den letzten Häusern von Versailles schon wieder niedergefallen seyn. Der Erfinder hatte einen Hahn, eine Ente und einen Hammel hineingesetzet, um zu erfahren wie sich diese Thiere bey Niedersenkung seiner Maschine befinden würden, denn einen Menschen hineinzusetzen würde zuviel gewagt gewesen seyn. Man fand den Hahn der sich in seinem Korbe beym Niederfallen verletzt hatte, sterbend, die Ente war ganz schwindlich und taumelnd, allein der pflegmatische Hammel fraß ganz ruhig sein Gras, womit der vorsichtige Physiker seine Luftwohnung versehen hatte. Die Erfahrung wird es lehren, wozu diese Erfindung eigentlich nützen wird,

wird, denn wenn sie weiter keinen Vortheil schaft, als daß man damit einige hundert Ellen in die Luft fahren kann, so will das wenig sagen. Eine artige Fabel muß ich doch hersetzen, die bey dieser Gelegenheit verfertiget worden.

Die Ente, der Hammel und der Hahn, in Montgolfiers Luftmaschine.

Eine Fabel.

Die Ente.

Wie gütig ist Herr Montgolfier!
Aus bloßem Eifer uns zu dienen,
Verfertigt er so große künstliche Maschinen
Und hebt damit uns in die höh.

Der Hammel.

Aus Eifer uns zu dienen? Ey,
Du denkst sehr stolz, bey meiner Treu! —
Ich bitte dich, laß diesen Irrthum schwinden.
So sehr ich Schöps bin, kann ich doch
In dieser Reise keine Wohlthat, noch
Für uns den mindsten Nutzen finden.
Auch möcht ich lieber, statt die Bahn
Zum Monde für ihn aufzuspähen
Mich auf dem Anger dort, auf Klee und Timian
Und ihn, dem Künstler selbst, in der Maschine sehen. —
Was sagest du dazu Gevatter Hahn?

Der Hahn.

Getroffen, lieber Schöps! Vergnügen kann
Uns diese Promenade nicht gewähren
Ja, wenn dort hübsche Hüner wären! —
Und, — doch gesagt in allen Ehren —
Obs für die Welt von großem Nutzen sey
Dran zweifl' ich fast. Denn wie man spricht
So wissen selbst die Kenner nicht,
Zu welchem Endzweck die Maschinen,
Voll leichter Luft den Menschen dienen.

Wp.

Ist die Fabel nicht ganz artig? Wenn die Erfindung des Franzosen zu nichts weiter dienet, so hat sie doch schon den Nutzen geschaffet einen deutschen Dichter Stoff zur Verfertigung derselben zu geben. Ohne Montgolfiers Erfindung würde sie nicht existiren. Keine Erfindung ist so schlecht, sie ist doch allemal zu etwas gut, und wer weis was mit der Zeit aus dem Dinge werden kann. Ich empfehle mich ihrer fernern Freundschaft, und erwarte bald eine Antwort, nicht blos auf diesen, sondern mehrern vorhergehenden Briefen, die sie bisher unbeantwortet gelassen haben, welches doch wider Ihre Gewohnheit und unserer Verabredung ist. Sie wissen es schon, und doch wiederhole ich es noch einmal, daß ich ganz der Ihrige bin.

Carl von H * *

---

21. Der Nordamerikanische Indianer.

Der Nordamerikanische Indianer hat eine kupfer: oder leimrothe Farbe, daher liebt diese Nation alles, was ihr, ihrer Einbildung nach, zur Vervollkommnung und Erhöhung desselben behülflich seyn kann. Aus diesem Grunde bemahlen sie sich ihre Gesichter mit Zinober, als dem besten und schönsten Ingrediens, daß also die Farbe der Indianer lediglich ein Werk des Zufalls oder der Kunst ist, erhellet deutlich genug. Nach den Traditionen die sie unter sich haben, sind sie von Westen her, von einem weit entlegenen Lande, wo in der Farbe menschlicher Wesen kein Unterschied war, in ihr gegenwärtiges Land gekommen, und es ist ihnen völlig unbekannt, welches die erste oder ursprüngliche Farbe gewesen ist. Auch ihre Gebräuche und Gewohnheiten so wie sie jetzt sind, beweisen, daß sie Morgenländer sind; und da die Verschiedenheit der Farbe unter den Menschen eine von den Hauptursachen ihrer Trennung, ihres Streits und Blutvergießens ist; wie würde die Güte und Gerechtigkeit Gottes bestehen, wenn man glauben könnte, daß er zahlreiche Stämme und ihre Nachkommenschaft mit einer Farbe schändlich gebrandmarket hätte, die in den Augen und der Meinung derer, die von jenen verschiedene Farbe haben, abscheulich und heßlich ist!

So wie die Indianer in Amerika, röthlich oder kupferfarbig sind, so sind sie auch überhaupt stark

von Körper und Gliedern wol proportionirt, außerordentlich thätig und hurtig, und strenge in ihrer Lebensart.

Sie sind sinnreich, witzig, verschlagen und betrügerisch, sehr aufrichtig gegen Leute von ihrem Stamme, aber unredlich und boshaft gegen Europäer und Christen. Wenn sie ehrlich und unschädlich sind, so geschiehet es aus Furcht vor der Rache und Wiedervergeltung, die im Fall einer angethanen Beleidigung unvermeidlich ist. Sie sind sehr zurückhaltend und heimlich mit ihren Geheimnissen; sie vergessen die Beleidigungen nie, und sind bis zum Unsinn blutgierig.

Sie sind furchtsam und deswegen behutsam, eifersüchtig auf die Besitzergreifung ihrer christlichen Nachbarn, und eben so unzufrieden mit der Freyheit bey jeder Veränderung des Glücks. Sie besitzen eine starke durchdringende Beurtheilungskraft, entwerfen außerordentlich listige Plane, und führen sie mit größter Vorsicht, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit aus.

Bey ihren Berathschlagungen lassen sie niemand als Krieger, die sich hervorgethan haben, und beliebte Männer zu. Sie gehen langsam zu Werke, beharren aber standhaft auf ihren Unternehmungen. Im Essen sind sie gemeiniglich sehr mäßig, aber außerordentlich unmäßig im Trinken; sie verwandeln

sich oft durch das hitzige Getränke in grimmige schäumende Bären.

Im Ganzen genommen sind die Weiber von einer milden, liebenswürdigen, sanften Gemüthsart; in ihrem Betragen äußerst sittsam, und sehr selten geschwätzig, sowol im ehelosen als ehelichen Stande.

Die Männer verstehen nunmehro durch den Unterricht der Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs, sie sind aber auch geschickt den Bogen zu spannen, und den befiederten Pfeil und ihren Tomehawk unter den fliehenden Feind zu schießen. Sie haben scharfe, durchdringende, schwarze Augen, wie der Lux, und laufen außerordentlich schnell, besonders in einem weitläuftigen Walde. Sie laufen, in Begleitung einer Kuppel heißhungriger Spürhunde, mit nackten Füßen, zwey bis dreyhundert englische Meilen weit durch rauhe Wälder den flüchtigen Feind zu verfolgen, mit unabläßiger Eilfertigkeit und Hitze, bis sie Blut speyen. Wenn sie diesen brennenden Blutdurst gestillet haben, kehren sie mit Gemächlichkeit nach Hause, wenn sie nicht, wie es jedoch oft geschiehet, verfolgt werden.

Es ist merkwürdig, daß es keine ungestalte Indianer giebt. Es sind aber diejenigen, die zwischen den Wendezirkeln wohnen, gemeiniglich schwächer und kleiner von Körper als die unter den höheren

Breiten,

von Körper und Gliedern wol proportionirt, außerordentlich thätig und hurtig, und strenge in ihrer Lebensart.

Sie sind sinnreich, witzig, verschlagen und betrügerisch, sehr aufrichtig gegen Leute von ihrem Stamme, aber unredlich und boshaft gegen Europäer und Christen. Wenn sie ehrlich und unschädlich sind, so geschiehet es aus Furcht vor der Rache und Wiedervergeltung, die im Fall einer angethanen Beleidigung unvermeidlich ist. Sie sind sehr zurückhaltend und heimlich mit ihren Geheimnissen; sie vergessen die Beleidigungen nie, und sind bis zum Unsinn blutgierig.

Sie sind furchtsam und deswegen behutsam, eifersüchtig auf die Besitzergreifung ihrer christlichen Nachbarn, und eben so unzufrieden mit der Freyheit bey jeder Veränderung des Glücks. Sie besitzen eine starke durchdringende Beurtheilungskraft, entwerfen außerordentlich listige Plane, und führen sie mit größter Vorsicht, Verschwiegenheit und Geschicklichkeit aus.

Bey ihren Berathschlagungen lassen sie niemand als Krieger, die sich hervorgethan haben, und beliebte Männer zu. Sie gehen langsam zu Werke, beharren aber standhaft auf ihren Unternehmungen. Im Essen sind sie gemeiniglich sehr mäßig, aber außerordentlich unmäßig im Trinken; sie verwandeln

sich oft durch das hitzige Getränke in grimmige schäumende Bären.

Im Ganzen genommen sind die Weiber von einer milden, liebenswürdigen, sanften Gemüthsart; in ihrem Betragen äußerst sittsam, und sehr selten geschwätzig, sowol im ehelosen als ehelichen Stande.

Die Männer verstehen nunmehro durch den Unterricht der Europäer den Gebrauch des Schießgewehrs, sie sind aber auch geschickt den Bogen zu spannen, und den befiederten Pfeil und ihren Tomehawk unter den fliehenden Feind zu schießen. Sie haben scharfe, durchdringende, schwarze Augen, wie der Lux, und laufen außerordentlich schnell, besonders in einem weitläuftigen Walde. Sie laufen, in Begleitung einer Kuppel heißhungriger Spürhunde, mit nackten Füßen, zwey bis dreyhundert englische Meilen weit durch rauhe Wälder den flüchtigen Feind zu verfolgen, mit unabläßiger Eilfertigkeit und Hitze, bis sie Blut speyen. Wenn sie diesen brennenden Blutdurst gestillet haben, kehren sie mit Gemächlichkeit nach Hause, wenn sie nicht, wie es jedoch oft geschiehet, verfolgt werden.

Es ist merkwürdig, daß es keine ungestalte Indianer giebt. Es sind aber diejenigen, die zwischen den Wendezirkeln wohnen, gemeiniglich schwächer und kleiner von Körper als die unter den höheren

Breiten,

Breiten, wiewol nicht im gleichem Verhältniß. Denn obgleich die Länder der Chikkasah und Choktah nicht weit von einander abgesondert sind, wie man aus der Gleichheit ihrer Sprache und anderer Dinge abnehmen kann, so sind doch die Chikkasah viel länger und stärker von Leibe als die letzteren, ungeachtet ihr Land nur zwey Grade weiter nach Norden zu liegt. Ein so geringer Unterschied der Breite in einem so gesunden Erdstrich, kann in der Beschaffenheit ihrer Körper keine so große Verschiedenheit hervorbringen. Die ersten sind ein schönes, angenehm aussehendes Volk. Ihre Gesichter sind ziemlich rund, dahingegen die Gesichter der andern sich sehr gegen die Fläche neigen, welches bey den meisten andern amerikanischen Indianern der Fall ist. Die Lippen der Indianer überhaupt genommen sind dünne.

Ihre Augen sind klein, scharfsichtig und schwarz, ihre Haare sind lang, grob und dunkel. Man will nur einen einzigen mit gekräuselten, und noch einen mit rothen Haaren bemerket haben, die aber vermuthlich beyde von französischen und indianischen Eltern gezeugt worden.

Romantische Reisende und ihre leichtgläubigen Nachbeter, geben sie für unbärtig und für Leute aus, an deren Körper nicht ein Haar wachse, und die Fremden müssen sie auch allerdings dafür halten.

Aber

Aber so wol Mannes als Weibespersonen reißen sich alle Haare am Leibe aus, wozu sie sich eine Art von kleiner Zangen bedienen, die sie ehemals aus zusammengeklemmten Muschelschaalen machten, jetzt aber von mittelmäßig starkem Drate verfertigen, und die Gestalt eines Flintenkrätzers hat. Der Drat wird um einen dünnen Stecken gedrehet und die Enden darin befestiget, und diese Form behält es, nachdem es zuvor glatt gemacht worden ist. Dieses indianische Scheermesser halten sie mit den beyden Vorderfingern und den Daumen, und reißen sich so damit die Haare aus, nach Art der jüdischen Priester und Neubekehrten; denn jene konnten sich nur auf diese und keine andere Weise vor der Verrichtung ihres Priesterthums reinigen, und diese nicht eher der Wohlthaten der Religionsgemeinschaft theilhaftig werden.

Ihre vornehmste Kleidung ist sehr einfach, wie jene zu den Zeiten der Patriarchen. Zum Unterschied tragen viele von ihren alten Befehlshabern einen langen weiten Ueberrock, der jener alten Gewohnheit zu Ehren aus wilden Thierhäuten gemacht ist. Es muß eine Nothwendigkeit seyn, die sie zwingt, enge, kneipende Sandalen an ihren Füßen zu tragen. Bey allen Auftritten des Lebens scheinen sie ganz gelassen und gleichgültig, als wenn sie von allen Leidenschaften frey wären, und kein Gefühl hätten. Nicht Reichthum, sondern kriegerische Tapferkeit ist die Eigenschaft

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

viel Aehnlichkeit mit der alten römischen Toga oder Praentexta hat. Es hat dasselbe ungefähr vier Ellen in der Länge und Breite, und ist ein Viereck, das vorn sieben bis acht Viertel lang mit Zierathen besetzt ist. Es dienet sowol dazu, einen zum glänzenden Herrn von der galanten Welt zu machen, als zum Schutz wider Hitz und Kälte. In diesem seltsamen Staat wickeln sich die rothen Helden ein, wenn sie in ihren schwülen Versammlungshäusern rings um das für heilig gehaltene Feuer wackeln, jauchzen und springen. Bey Gelegenheit wo sie leicht schwitzen, tragen sie diese Last dennoch ohne Unterlaß eine ganze Nacht hindurch, aus dem nemlichen Grundsatze des Stolzes, aus welchem sich der gravitätische Spanier im Sommer unter seinem Wintermantel in Schweiß bringen läßt.

Sie haben eine große Abneigung gegen das Hosentragen, weil sie mit dieser Gewohnheit die Idee der Hülflosigkeit und Verzärtelung verbinden. Einem Deutschen, der sich dreißig Jahr lang meistens unter den Chikkasah aufgehalten hatte, gaben sie, so wie seiner ganzen Nation, den schimpflichen Beynamen Kish-kish Tarakshe oder gebundener Hinterer, weil er seine Beinkleider an einem kreuzweis über die Schultern hangenden Tragebande zu befestigen gewohnt war.. Sie schätzen um deswillen die Engelländer weit höher als die Deutschen, weil, wie sie sagen, ihre Glieder durch die Kleidung an den mancherley Bewegungen weniger

gehindert

würden, als bey diesen. Die indianischen Weiber machen auch die Anmerkung, daß die garstigen Hosen ihren Männern unerhört unbequem seyn würden, und daß es gewiß ihrem Lande Unglück bringen würde, wenn sie genöthiget werden sollten Hosen zu tragen. Die Mannspersonen tragen an statt der Hosen ein Stück Tuch, ungefähr eine Viertelelle breit und anderthalb Ellen lang, das sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um ihre Hüften mit einem breiten Bande befestigen. Die Weiber schlagen, seitdem die Europäer zu ihnen gekommen sind, ein Stück Tuch von der halben Breite eines Klafters um ihren Unterleib, und binden es mit einem ledern Gürtel fest, der gemeiniglich mit meßingenen Knöpfen und Schnallen befestiget ist. Dieser kurze Weiberrock darf ihnen aber weiter nicht als bis an die Knie reichen, um das schöne Ebenmaß zeigen zu können.

Die Schuhe die sie gemeiniglich tragen, machen sie aus Bären- und Elendhaut, die, um die Verhärtung zu verhüten, wohl zubereitet und durchgeräuchert sind. Ihre Staatsschuhe aber werden aus Wildhäuten, die auf gleiche Art zubereitet sind, gemacht. Unterdessen gehen sie doch meistens baarfuß und immer im bloßen Kopf. Die Männer befestigen verschiedene Sorten schöner Federn, öfters ganze Büschel davon, an einer Locke mitten auf dem Kopfe; ja sie bedienen sich auch dazu die Flügel eines

gewissen Vogels, oder die Haut eines kleinen Falken. Eine jede indianische Völkerschaft schmückt ihre Haare auf eine besondere Art, wenn es zum Kriege geht, um dadurch gegen die andere ihre Geringschätzung zu erkennen geben. Deswegen kann man auch die Feinde in den Wäldern, so weit als man nur sehen kann, von einander unterscheiden.

Die Indianer machen ihre Köpfe platt, nach verschiedenen Formen. Die meisten aber drücken den Obertheil des Kopfs nieder. Sie halten dieses in ihrer wilden Einbildungskraft für Verschönerung: denn die Europäer nennen sie, spottweise Langköpfe.

Die Choktah drücken ihre Stirne, von dem Wirbel an bis an die Augenbraunen, mit einem kleinen Sandbeutel breit, welches ihnen ein schrecklisches Ansehen giebt, indem die Stirne natürlicher Weise, nach dem Verhältniß der gemachten Niederdrückung, aufwärts hervortritt. Daher kömmt derjenige Punkt, wo die Nase nach der Spitze zu höher zu werden anfänat, anstatt, daß er sonst von dem Anfange des Kinnes und der Haare an der Stirne gleich weit entfernt ist, durch diese grausame Operation, dem einen, einen guten Theil näher, und von dem andern weiter zu stehen. Die indianischen Nationen um Südcarolina und auf dem ganzen Strich nach Neumexico, sperren ihr zartes Kind, um seinem Kopf diese Form zu geben, in eine Art von Wiege, in welche seine

Füße

Füße dergestalt unterstützet werden, daß sie im Verhältniß mit der horizontalen Lage einen Fuß höher zu liegen kommen. Der Kopf hängt rückwärts in ein Loch herab, das dazu gemacht ist um ihn fassen zu können; hier ruht der größte Theil seines Gewichts auf dem Wirbel des Kopfs, dem ein kleiner Sandsack untergelegt ist, so daß das Kind nicht im Stande ist ihn zu bewegen. Die Hirnschaale die in der Kindheit einem feinen knorpelichten Wesen gleicht, ist fähig Eindrücke anzunehmen. Durch diese Pressung und Niederdrückung des obern Kopfes, muß dieser nothwendig dick und das Gesicht breit werden. Denn wenn die zarten Kanäle der Natur an einem Orte verstopft werden, so bricht sie, im Fall nicht eine Zerstörung des ganzen Systems erfolget, mit einem verhältnißmäßigen Ueberfluß an einer andern Seite wieder hervor.

Sollten wir nicht diese Gewohnheit ihre leichtsinnige, wilde und grausame Gemüthsart zuschreiben, und diese als eine nothwendige Folge jener Ursache betrachten können, besonders wenn wir dabey eine schlechte Erziehung und ihre große Fertigkeit, ihre thierischen Leidenschaften in Bewegung zu setzen, in Betrachtung ziehen? Wenn das Gehirn eines Volks von kälterer Natur in Unordnung gebracht ist, so urtheilet und unterscheidet es nicht mit richtiger Urtheilskraft. Die Indianer

betrachten daher alle Gegenstände rings um sich her durch ihre verfälschte Erkenntnißmittel, und verachten die Gestalt der Köpfe der Europäer, weil sie den ihrigen eine üble Wendung gegeben haben.

---

22. Gottes Güte ist unendlich.

Das kleine Lottchen, das durch seine gute Aufführung, seine Gefälligkeit und Munterkeit seinen Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus seiner Kammer, klagte über Kopf und Leibschmerzen. Man bot ihr allerley Erquickungen an, die ihr aber alle eckelhaft waren, und es wurde in einigen Stunden so krank, daß es sich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag es einige Tage unter abwechselnden Frost und großer Hitze, bis sich endlich an seinem ganzen Leibe rothe Punkte zeigten. So bald sie der Arzt erblickte, sagte er, das werden die Pocken, darüber erschracken Vater und Mutter, baten Gott, daß er ihres Kindes Schmerzen lindern wolle, und versprachen einander, daß sie von dieser Stunde an alle Aufmerksamkeit auf ihre liebe Tochter richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre gesunden Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch würklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umstände des armen Kindes täglich wären schlechter geworden. Der ganze Leib wurde mit so hoch aufgeschwollenen Pocken bedeckt, daß man kein Plätzgen so groß wie ein Kreuzer finden konnte, der davon frey gewesen wäre. Dies verursachte ein so entsetzliches Brennen, daß Lottchen immer klagte sie müste so große Pein ausstehen, als wenn sie in glühenden Kohlen läge. Die Augen schworen zu, so daß sie gar nichts mehr sehen konnten, auch in den Ohren brachen Pocken aus, die sie das Gehör beraubten. Ihre Zunge und Gaumen wurden schwarz, so daß ihr alle Erfrischungen die man ihr reichte, bitter schmekten, und ihr Geruch wurde durch die unreinen Ausdünstungen gepeiniget, die ihr elender Körper von sich gab.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern die Lottchen gar herzlich liebten, stunden bey ihrem Krankenbette unbeschreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch bald ihr liebes Kind von seinen großen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet, die Pocken fingen an abzutrocknen, der Schmerz legte sich, der Appetit zum Essen fand sich ein, die Augen giengen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergestellet, Lottchen konnte bald wieder aufstehen.

Da war große Freude im ganzen Hause. Alle ihre Freundinnen hörten die angenehme Nachricht, das Lottchen wieder gesund sey, kamen herbey gelaufen, umarmten sie und weinten vor Freuden an ihrem Halse.

So bald sie ihre verlohrne Kräfte wieder hatte, stellte der Vater ein Fest an, zur Bezeugung seiner großen Freude, lud dazu alle ihre Freundinnen ein, und fuhr mit ihnen nach seinem Weinberge zu, wo er ein schönes Lusthaus hatte, aus welchem er einen großen Theil des Feldes übersehen konnte. Da sahe Lottchen die grüne Flur nach vielen Wochen das erstemal wieder und fand in ihr eine Menge Schönheiten und Reizungen die sie sonst gar nicht bemerkt hatte. Jeder Käfer, jede Raupe, jede Blume machte ihr Freude. Sie schmiegte sich zärtlich an des Vaters Arm, und sagte: o guter Vater! wie schön ists auf der Welt! Sehn sie die vielen Bäume, die bunten Vögel, die auf denselben hüpfen, die grünen Wiesen, die erstaunlich vielen Blumen dort die vielen Schäfchen, da sehn sie einmal die allerliebsten Käfer! Und hier diese Raupe! Ach lieber Vater wie gut ist Gott! hat so viel schönes für mich gemacht, und hat mir, (hier traten ihr Thränen in die Augen) hat mir Augen gegeben daß ich sehen kann!

Ihre liebe Mutter brachte ihr einen Teller voll Erdbeeren und Zwieback. Sie aß davon, schlug vor

Vergnügen an ihre Brust und sagte, o wie süß, wie süß, schmeckt das. Itzo schmecke ich recht, wie gut es Gott mit uns meynt. Hat so viele Süßigkeit in die Speise gelegt, und unsere Zunge so gemacht, daß wir sie schmecken können. Malchen ihre beste Freundinn, brachte ihr einen Straus von Feldpoley, Feldnelken und andern wohlriechenden Kräutern und Blumen, gab ihr einen Kuß und den Straus, und sagte, o du liebes süßes Mädchen, wie bin ich doch so froh, daß ich dich wieder küssen und dir ein Sträuschen bringen kann. Lottchen roch; ha, das roch kräftig! Sie fand da ein neues Vergnügen, daß sie sonst nicht bemerkt hatte. Riechen sie, sagte sie liebe Mutter wie viele Erquickung Gott in diese Blumen gelegt hat. Der gute Gott! und hat unsere Nase so gebauet, daß wir sie empfinden können.

Itzo versammleten sich alle ihre Gespielen um sie, plauderten, spielten mit ihr, und sangen bisweilen ein Liedchen. Und Lottchen wurde immer vergnügter; drückte eine nach der andern an sich und sagte, o ihr guten Mädchen! wie viele Freude macht ihr mir. Wie angenehm sind eure Gespräche und eure Lieder, und wie lieb hat mich Gott, daß er mir Ohren gegeben hat, daß ich euch hören kann.

So wurde der ganze Tag in Freude und Bewunderung der Güte Gottes zugebracht. Ge-

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

genschaft die sie zu Ehrenstellen fähig macht; denn keiner von ihnen wird, des Reichthums oder der Kleider halben mehr oder weniger geachtet als andere. Sie vergleichen beydes mit dem bemalten Gesichte eines Kriegers, welches andere mit einem Geiste von kriegerischem Patriotismus beseelt, seiner eigenen Einbildung schmeichelt, und die Augen der Zuschauer kurze Zeit belustiget, aber in den kriegerischen Tänzen, mit Schweiß überzogen, oder durch die Veränderung des Wetters seiner Farbe beraubt wird.

Ehemals trugen sie Hemden von zubereiteten Hirschhäuten, welches im Sommer ihre Staatskleidung war. Aber ihre Winterkleider waren lang und zottigt, und aus Parther- Bocks- Bären- Biber- und Otterfellen gemacht. Sie legten öfters doppelte Häute zusammen, so daß die Fleischseiten verdeckt waren, und machten sie so glatt wie Sammet, ungeachtet sie ihnen Pelz und Haare ließen. Ihre Nähnadeln bestanden sonst aus Fischbeinen oder geschliffenen Hirschgeweihen und Knochen, der Zwirn aber aus den Sehnen derselben, und einer Art von Hanf, das bey ihnen auf fruchtbarem offenem Lande freywillig wächst; sie bedienen sich dieser Nadeln und dieses Zwirns zuweilen auch noch jetzt.

Die Kleidung des Frauenzimmers besteht in einer breiten glatt gemachten Haut, oder aus einigen kleinen zusammen gehängten Häuten, die sie um die

Lenden

Lenden schlagen und zusammen knüpfen, so, daß sie ihnen ein wenig über die Knie reichen. Bey kaltem Wetter hüllen sie sich in geschmeidige Felle von Büffelkälbern mit der haarigten Seite inwendig. Sie vergessen dabey niemals, sich zu salben und ihre Haare aufzubinden, ausgenommen wenn sie trauren.

Die Männer tragen sowol zum Putz als zur Bequemlichkeit auf der Jagd, Stiefeln von wohl durchgeräucherter Wildhaut, die ihre Schenkel bis dahin bedecken, wo ihre Jacken aufhören, und sie gegen die Gesträuche und Dornbüsche bewahren. Sie nähen sie dergestalt zusammen, daß von der Nath an ein fünf Daumen breiter buschichter Rand übrig bleibt, an welchem sie Rehfüße, kleine Stückchen klingenden Metalls, oder Spornen von wilden kalekutischen Hähnen befestigen. Eben diese Zierathen bringen diejenigen die sich gerne putzen, an ihren rothgefärbten Kriegesflöten an, und vermehren sie noch mit einem Hirnfell vom Schädel ihrer Feinde, woran sich ein langer Haarbusch befindet, der von der Mitte des Flötenschafts herab hänget. Diese alte Gewohnheit behalten sie beständig bey, nur mit der Veränderung, daß sie metallene Knöpfe anbringen, um einen starken Schall zu erregen.

Die jungen indianischen Manns- und Frauenspersonen, schlagen, aus einer thörigten Liebe zu ihrer alten Tracht, ein Stück Tuch um sich herum, das

viel

viel Aehnlichkeit mit der alten römischen Toga oder Praentexta hat. Es hat dasselbe ungefähr vier Ellen in der Länge und Breite, und ist ein Viereck, das vorn sieben bis acht Viertel lang mit Zierathen besetzt ist. Es dienet sowol dazu, einen zum glänzenden Herrn von der galanten Welt zu machen, als zum Schutz wider Hitz und Kälte. In diesem seltsamen Staat wickeln sich die rothen Helden ein, wenn sie in ihren schwülen Versammlungshäusern rings um das für heilig gehaltene Feuer wackeln, jauchzen und springen. Bey Gelegenheit wo sie leicht schwitzen, tragen sie diese Last dennoch ohne Unterlaß eine ganze Nacht hindurch, aus dem nemlichen Grundsatze des Stolzes, aus welchem sich der gravitätische Spanier im Sommer unter seinem Wintermantel in Schweiß bringen läßt.

Sie haben eine große Abneigung gegen das Hosentragen, weil sie mit dieser Gewohnheit die Idee der Hülflosigkeit und Verzärtelung verbinden. Einem Deutschen, der sich dreißig Jahr lang meistens unter den Chikkasah aufgehalten hatte, gaben sie, so wie seiner ganzen Nation, den schimpflichen Beynamen Kish-kish Tarakshe oder gebundener Hinterer, weil er seine Beinkleider an einem kreuzweis über die Schultern hangenden Tragebande zu befestigen gewohnt war.. Sie schätzen um deswillen die Engelländer weit höher als die Deutschen, weil, wie sie sagen, ihre Glieder durch die Kleidung an den mancherley Bewegungen weniger

gehindert

würden, als bey diesen. Die indianischen Weiber machen auch die Anmerkung, daß die garstigen Hosen ihren Männern unerhört unbequem seyn würden, und daß es gewiß ihrem Lande Unglück bringen würde, wenn sie genöthiget werden sollten Hosen zu tragen. Die Mannspersonen tragen an statt der Hosen ein Stück Tuch, ungefähr eine Viertelelle breit und anderthalb Ellen lang, das sie zwischen den Schenkeln durchziehen, und rings um ihre Hüften mit einem breiten Bande befestigen. Die Weiber schlagen, seitdem die Europäer zu ihnen gekommen sind, ein Stück Tuch von der halben Breite eines Klafters um ihren Unterleib, und binden es mit einem ledern Gürtel fest, der gemeiniglich mit meßingenen Knöpfen und Schnallen befestiget ist. Dieser kurze Weiberrock darf ihnen aber weiter nicht als bis an die Knie reichen, um das schöne Ebenmaß zeigen zu können.

Die Schuhe die sie gemeiniglich tragen, machen sie aus Bären- und Elendhaut, die, um die Verhärtung zu verhüten, wohl zubereitet und durchgeräuchert sind. Ihre Staatsschuhe aber werden aus Wildhäuten, die auf gleiche Art zubereitet sind, gemacht. Unterdessen gehen sie doch meistens baarfuß und immer im bloßen Kopf. Die Männer befestigen verschiedene Sorten schöner Federn, öfters ganze Büschel davon, an einer Locke mitten auf dem Kopfe; ja sie bedienen sich auch dazu die Flügel eines

gewissen Vogels, oder die Haut eines kleinen Falken. Eine jede indianische Völkerschaft schmückt ihre Haare auf eine besondere Art, wenn es zum Kriege geht, um dadurch gegen die andere ihre Geringschätzung zu erkennen geben. Deswegen kann man auch die Feinde in den Wäldern, so weit als man nur sehen kann, von einander unterscheiden.

Die Indianer machen ihre Köpfe platt, nach verschiedenen Formen. Die meisten aber drücken den Obertheil des Kopfs nieder. Sie halten dieses in ihrer wilden Einbildungskraft für Verschönerung: denn die Europäer nennen sie spottweise Langköpfe.

Die Choktah drücken ihre Stirne, von dem Wirbel an bis an die Augenbraunen, mit einem kleinen Sandbeutel breit, welches ihnen ein schreckliches Ansehen giebt, indem die Stirne natürlicher Weise, nach dem Verhältniß der gemachten Niederdrückung, aufwärts hervortritt. Daher kömmt derjenige Punkt, wo die Nase nach der Spitze zu höher zu werden anfänat, anstatt, daß er sonst von dem Anfange des Kinnes und der Haare an der Stirne gleich weit entfernt ist, durch diese grausame Operation, dem einen, einen guten Theil näher, und von dem andern weiter zu stehen. Die indianischen Nationen um Südcarolina und auf dem ganzen Strich nach Neumexico, sperren ihr zartes Kind, um seinem Kopf diese Form zu geben, in eine Art von Wiege, in welche seine

Füße

Füße dergestalt unterstützet werden, daß sie im Verhältniß mit der horizontalen Lage einen Fuß höher zu liegen kommen. Der Kopf hängt rückwärts in ein Loch herab, das dazu gemacht ist um ihn fassen zu können; hier ruht der größte Theil seines Gewichts auf dem Wirbel des Kopfs, dem ein kleiner Sandsack untergelegt ist, so daß das Kind nicht im Stande ist ihn zu bewegen. Die Hirnschaale die in der Kindheit einem feinen knorpelichten Wesen gleicht, ist fähig Eindrücke anzunehmen. Durch diese Pressung und Niederdrückung des obern Kopfes, muß dieser nothwendig dick und das Gesicht breit werden. Denn wenn die zarten Kanäle der Natur an einem Orte verstopft werden, so bricht sie, im Fall nicht eine Zerstörung des ganzen Systems erfolget, mit einem verhältnißmäßigen Ueberfluß an einer andern Seite wieder hervor.

Sollten wir nicht diese Gewohnheit ihre leichtsinnige, wilde und grausame Gemüthsart zuschreiben, und diese als eine nothwendige Folge jener Ursache betrachten können, besonders wenn wir dabey eine schlechte Erziehung und ihre große Fertigkeit, ihre thierischen Leidenschaften in Bewegung zu setzen, in Betrachtung ziehen? Wenn das Gehirn eines Volks von kälterer Natur in Unordnung gebracht ist, so urtheilet und unterscheidet es nicht mit richtiger Urtheilskraft. Die Indianer

betrachten daher alle Gegenstände rings um sich her durch ihre verfälschte Erkenntnißmittel, und verachten die Gestalt der Köpfe der Europäer, weil sie den ihrigen eine üble Wendung gegeben haben.

---

22. Gottes Güte ist unendlich.

Das kleine Lottchen, das durch seine gute Aufführung, seine Gefälligkeit und Munterkeit seinen Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus seiner Kammer, klagte über Kopf und Leibschmerzen. Man bot ihr allerley Erquickungen an, die ihr aber alle eckelhaft waren, und es wurde in einigen Stunden so krank, daß es sich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag es einige Tage unter abwechselnden Frost und großer Hitze, bis sich endlich an seinem ganzen Leibe rothe Punkte zeigten. So bald sie der Arzt erblickte, sagte er, das werden die Pocken, darüber erschracken Vater und Mutter, baten Gott, daß er ihres Kindes Schmerzen lindern wolle, und versprachen einander, daß sie von dieser Stunde an alle Aufmerksamkeit auf ihre liebe Tochter richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre gesunden Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch würklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umstände des armen Kindes täglich wären schlechter geworden. Der ganze Leib wurde mit so hoch aufgeschwollenen Pocken bedeckt, daß man kein Plätzgen so groß wie ein Kreuzer finden konnte, der davon frey gewesen wäre. Dies verursachte ein so entsetzliches Brennen, daß Lottchen immer klagte sie müste so große Pein ausstehen, als wenn sie in glühenden Kohlen läge. Die Augen schworen zu, so daß sie gar nichts mehr sehen konnten, auch in den Ohren brachen Pocken aus, die sie das Gehör beraubten. Ihre Zunge und Gaumen wurden schwarz, so daß ihr alle Erfrischungen die man ihr reichte, bitter schmekten, und ihr Geruch wurde durch die unreinen Ausdünstungen gepeiniget, die ihr elender Körper von sich gab.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern die Lottchen gar herzlich liebten, stunden bey ihrem Krankenbette unbeschreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch bald ihr liebes Kind von seinen großen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet, die Pocken fingen an abzutrocknen, der Schmerz legte sich, der Appetit zum Essen fand sich ein, die Augen giengen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergestellet, Lottchen konnte bald wieder aufstehen.

betrachten daher alle Gegenstände rings um sich her durch ihre verfälschte Erkenntnißmittel, und verachten die Gestalt der Köpfe der Europäer, weil sie den ihrigen eine üble Wendung gegeben haben.

---

22. Gottes Güte ist unendlich.

Das kleine Lottchen, das durch seine gute Aufführung, seine Gefälligkeit und Munterkeit seinen Eltern viele Freude machte, kam einmal ganz traurig aus seiner Kammer, klagte über Kopf und Leibschmerzen. Man bot ihr allerley Erquickungen an, die ihr aber alle eckelhaft waren, und es wurde in einigen Stunden so krank, daß es sich wieder zu Bette legen mußte.

Hier lag es einige Tage unter abwechselnden Frost und großer Hitze, bis sich endlich an seinem ganzen Leibe rothe Punkte zeigten. So bald sie der Arzt erblickte, sagte er, das werden die Pocken, darüber erschracken Vater und Mutter, baten Gott, daß er ihres Kindes Schmerzen lindern wolle, und versprachen einander, daß sie von dieser Stunde an alle Aufmerksamkeit auf ihre liebe Tochter richten wollten, um ihr, wo möglich, ihr Leben und ihre gesunden Glieder zu erhalten.

Sie thaten es auch würklich, konnten aber doch nicht verhindern, daß nicht die Umstände des armen Kindes täglich wären schlechter geworden. Der ganze Leib wurde mit so hoch aufgeschwollenen Pocken bedeckt, daß man kein Plätzgen so groß wie ein Kreuzer finden konnte, der davon frey gewesen wäre. Dies verursachte ein so entsetzliches Brennen, daß Lottchen immer klagte sie müste so große Pein ausstehen, als wenn sie in glühenden Kohlen läge. Die Augen schworen zu, so daß sie gar nichts mehr sehen konnten, auch in den Ohren brachen Pocken aus, die sie das Gehör beraubten. Ihre Zunge und Gaumen wurden schwarz, so daß ihr alle Erfrischungen die man ihr reichte, bitter schmekten, und ihr Geruch wurde durch die unreinen Ausdünstungen gepeiniget, die ihr elender Körper von sich gab.

So lag das arme Kind, hatte gar keine Freude mehr, und fühlte nichts als Schmerz.

Die guten Eltern die Lottchen gar herzlich liebten, stunden bey ihrem Krankenbette unbeschreiblichen Kummer aus, und baten Gott, daß er doch bald ihr liebes Kind von seinen großen Schmerzen befreyen möchte.

Und Gott erhörte ihr Gebet, die Pocken fingen an abzutrocknen, der Schmerz legte sich, der Appetit zum Essen fand sich ein, die Augen giengen wieder auf, und das Gehör wurde wieder hergestellet, Lottchen konnte bald wieder aufstehen.

Da war große Freude im ganzen Hause. Alle ihre Freundinnen hörten die angenehme Nachricht, das Lottchen wieder gesund sey, kamen herbey gelaufen, umarmten sie und weinten vor Freuden an ihrem Halse.

So bald sie ihre verlohrne Kräfte wieder hatte, stellte der Vater ein Fest an, zur Bezeugung seiner großen Freude, lud dazu alle ihre Freundinnen ein, und fuhr mit ihnen nach seinem Weinberge zu, wo er ein schönes Lusthaus hatte, aus welchem er einen großen Theil des Feldes übersehen konnte. Da sahe Lottchen die grüne Flur nach vielen Wochen das erstemal wieder und fand in ihr eine Menge Schönheiten und Reizungen die sie sonst gar nicht bemerkt hatte. Jeder Käfer, jede Raupe, jede Blume machte ihr Freude. Sie schmiegte sich zärtlich an des Vaters Arm, und sagte: o guter Vater! wie schön ists auf der Welt! Sehn sie die vielen Bäume, die bunten Vögel, die auf denselben hüpfen, die grünen Wiesen, die erstaunlich vielen Blumen dort die vielen Schäfchen, da sehn sie einmal die allerliebsten Käfer! Und hier diese Raupe! Ach lieber Vater wie gut ist Gott! hat so viel schönes für mich gemacht, und hat mir, (hier traten ihr Thränen in die Augen) hat mir Augen gegeben daß ich sehen kann!

Ihre liebe Mutter brachte ihr einen Teller voll Erdbeeren und Zwieback. Sie aß davon, schlug vor

Vergnügen an ihre Brust und sagte, o wie süß, wie süß, schmeckt das. Itzo schmecke ich recht, wie gut es Gott mit uns meynt. Hat so viele Süßigkeit in die Speise gelegt, und unsere Zunge so gemacht, daß wir sie schmecken können. Malchen ihre beste Freundinn, brachte ihr einen Straus von Feldpoley, Feldnelken und andern wohlriechenden Kräutern und Blumen, gab ihr einen Kuß und den Straus, und sagte, o du liebes süßes Mädchen, wie bin ich doch so froh, daß ich dich wieder küssen und dir ein Sträuschen bringen kann. Lottchen roch; ha, das roch kräftig! Sie fand da ein neues Vergnügen, daß sie sonst nicht bemerkt hatte. Riechen sie, sagte sie liebe Mutter wie viele Erquickung Gott in diese Blumen gelegt hat. Der gute Gott! und hat unsere Nase so gebauet, daß wir sie empfinden können.

Itzo versammleten sich alle ihre Gespielen um sie, plauderten, spielten mit ihr, und sangen bisweilen ein Liedchen. Und Lotichen wurde immer vergnügter; drückte eine nach der andern an sich und sagte, o ihr guten Mädchen! wie viele Freude macht ihr mir. Wie angenehm sind eure Gespräche und eure Lieder, und wie lieb hat mich Gott, daß er mir Ohren gegeben hat, daß ich euch hören kann.

So wurde der ganze Tag in Freude und Bewunderung der Güte Gottes zugebracht. Ge-

gen Abend sah die Gesellschaft noch der Sonnen Untergang und des Mondes Aufgang mit an, dann fuhr sie vergnügt nach Hause.

Und da Lottchen in ihr Bette kam, dankte sie noch den lieben Gott für alles Gute, das er ihr erzeigt hatte; Du lieber Gott, sagte sie, du machst uns ja gar zu viele Freude. Wohin ich gehe und sehe, da finde ich etwas das mir Vergnügen macht. Ach ich habe das alles so lange genossen und nicht darüber nachgedacht! Vergieb mirs lieber Gott! Ich will mich bessern bey jedem Blümchen, das ich finde, bey jedem Bissen den ich esse, bey jedem Vögelchen, das ich singen höre will ich an dich und deine Liebe denken.

23. Das gute Gewissen.

Zur Freude schuf Gott seine Kinder,
Doch, Sinnlichkeit verderb ihr Herz —
Sie thaten Unrecht wurden Sünder,
Und ihre Freude wurde Schmerz.

Da war das größte Glück des Lebens
Dahin — denn Gottes Liebe wich,
Und ohne sie wünscht man vergebens
Des Lebens wahre Freude sich.

Gedanken, Wünsche, Wort und Thaten
Sind die nicht gut, sind die nicht rein;
So werden sie die sicheren Saaten,
Zu einer schlechten Erndte seyn.

Ein gutes ruhiges Gewissen
Lohnt jedem der nach Tugend strebt,
Der auch bey starken Hindernissen,
Gerecht und gut und bieder lebt.

Ein gutes ruhiges Gewissen,
O Gott! wie viel ist das nicht werth!
Wie wird das Herz in Quaal zerrissen
Wenn Sünde unsern Geist entehrt.

Ein rein und unbefleckt Gewissen
Giebt Kraft und Muth in jeder That;
Es stärkt uns, wenn auf unserm Kissen,
Der Schlaf uns flieht, und Gram sich naht.

Es krönet unsere Jugend Freude
Und macht den Blick des Geistes schön;
Und mehr als Gold, als Perl und Seide
Kann es des Menschen Herz erhöhn.

Es heilt den Menschen manche Wunde
Die prüfend das Geschick ihm schlägt,
Und Wonne wird ihm jede Stunde
Da ers in seinem Busen trägt.

Wenn angeklagt der Sünder zittert,
Macht Unschuld ihre Kläger blaß,
Und wenns am trüben Himmel wittert
Macht keine Furcht ihr Auge naß.

Die Krone zittert auf dem Haupte
Des Königs, dessen Busen tobt,
Dem Tyranney die Würde raubte,
Und dem kein gut Gewissen lobt.

Der Sklave, der am Gängelbande
Der Lüste, seinen Tag verschleicht
Bebt, wenn im nächtlichen Gewande
Sein Herz ihm seine Thaten zeigt.

Ein gut Gewissen läßt nicht schmeicheln,
Es scheut den größten König nicht;
Der Mensch wird glüklich ohne Heucheln
Wenn es aus seinem Auge spricht.

Ein gut Gewissen knüpft die Bande
Der Freundschaft und der Liebe fest,
Wenn Vorwurf und geheime Schande
Den Bösewicht alleine läßt.

Wenn sterbend alle Frefler beben,
Vor Gott und Grab und Ewigkeit
Macht es den Rest von unserm Leben
Zum Vorschmack naher Seligkeit.

Behalte deine Klitterwercke,
O Welt! sie schwinden mit dir hin
Glück sey mirs, wenn ichs an mir merke,
Daß ich nicht Uebertreter bin.

Flieht mir dein Gold, und deine Orden,
Womit du andre oft bedeckst;
Wohl mir ich bin beglükt geworden
Wenn du Gewissen mich nicht schrekst.

Gewissen sey mein treuer Spiegel,
In dem ich meine Fehler seh.
Und wenn ich einst am letzten Hügel
Auf meinem Pilgerwege steh,

So trockne du von meiner Wange
Den letzten sauren Schweis mir ab;
Von dir gestärkt wird mir nicht bange
Beym Hinblick auf mein nahes Grab.

Es öfnet sich zu keinem Leide,
Es schließt den Weg zum Himmel auf,
Wenn du Gewissen mir mit Freude
Bekrönest meinen Lebenslauf.

Der Verfasser dieses Liedes ist ein unstudirter Jüngling, der Aufmunterung verdienet, seine Naturgaben und Empfindungen immermehr zu erhöhen.

---

24. Ein Brief.

Mein bester Carl,

Sie waren ja immer so lebhaft und munter, so lustig und aufgeräumt, daß es allen Ihren jugendlichen Freunden recht viele Freude machte; allein seit einigen Wochen sind Sie traurig, niedergeschlagen, nehmen keinen Theil an unserer jugendlichen Freude, ja oft zittert sogar eine empfindsame Thräne in ihrem Auge, und rollet langsam über Ihre rosenfarbigen Wange. Woher kömmt diese große Veränderung! Sind sie etwa krank, oder ist Ihnen etwas so unangenehmes begegnet, wodurch diese große und merkliche Veränderung bey Ihnen bewürket worden ist? Nimmer will ich glauben, daß Ihnen etwas so trauriges begegnet ist, wodurch Ihr Gemüth in eine der Jugend so unnatürlichen Bewegung gesetzet worden sey. Und gesetzt auch, Sie hätten würklich unangenehme Vorfälle erlebt, müssen Sie sich dann sogleich der Traurigkeit und Verzagtheit gänzlich überlassen? Wissen Sie nicht, daß Gott im Himmel die Schicksale der Menschen regiert, und daß er allemal gute und weise Absichten dabey habe, wenn er uns bisweilen auf einer rauhen Bahn führet, und unangenehme Vorfälle erfahren läßt? Wenn wir ein frommes Herz

haben,

haben, fleißig zu Gott beten, und kindlich unser Vertrauen auf ihn setzen, so müssen uns alle Dinge zum besten gereichen. Und nie legt er uns eine Last auf, die uns zu schwer ist, und dabey wir nicht aus der Fülle seines liebevollen Vaterherzens einen reichen Trost schöpfen können. Entdecken Sie mir gefälligst ihres Herzens Anliegen, ich bin ja Ihr Freund, der es unmöglich gleichgültig nehmen kann, wenn Sie leiden. Ich empfinde gewiß mehr, als sie vielleicht glauben, seitdem sie unsere Gesellschaft verlassen haben, und immer so traurig sind. Vielleicht bin ich im Stande, etwas zu Ihrer Beruhigung und Aufmunterung beyzutragen, wenn ich nur weiß, woher Ihr Kummer entsprungen sey, und dann will ich alles anwenden, Ihre Traurigkeit in Freude zu verwandeln, wenn Sie ihr Herz nur freimüthig in meinen Schooß schütten wollen. In Erwartung einer baldigen Antwort lebe ich zwischen Furcht und Hoffnung als

Meines besten Carls

aufrichtigster Freund.

---

25. Antwort auf vorhergehenden Brief.

Bester Wilhelm,

Und Sie wüsten die Quelle meiner Traurigkeit nicht? — Sie wüsten nicht, daß mein lieber Vater krank, recht sehr krank sey, und daß man bey seiner Krankheit viel Bedenklichkeit geäußert habe! Ach, mein Bester! Ich kenne die liebe Gottes, ich weiß, daß er mein Bestes will; aber ich bin noch zu jung, als daß ich die verborgenen Wege des Allvaters verstehen könnte. Was würde aus mir armen Jungen werden, der ich kaum acht Jahr alt bin, wenn mein Vater in seinen besten Jahren sterben sollte? O! der Gedanke hemmt alle meine Empfindungen, trocknen alle meine Thränenquellen aus. — Und wenn sie diese milden Bäche wieder fliessen, den empfinde ich wieder einigen Trost. Neulich war ich des Abends vor dem Zubette gehen so müde, daß ich beynahe alle Besinnlichkeit verlohren hatte: ich wollte also von meinem kranken Vater weggehen, ohne ihm eine gute Nacht gewünschet zu haben. Aber wie wurde ich gleich durch einen Blitz aus meinem Schlummer erwecket, als die Stimme meines Vaters durchs Ohr tief in meine Seele drang: Carl, und du vergissest deinen Vater? Wünschest ihm keine gute Nacht, wornach er sich so sehr sehnet? Schnell kehrte ich zurück,

rück, ergriff seine Hand, küßte, drückte sie, und benetzte sie mit meinen Thränen, — reden konnte ich nicht — mein Vater weinte laut, meine Mutter weinte. — O, was das für eine rührende Scene war! Und seit dem Abend habe ich alle meine Munterkeit verlohren, kann keine Lebensfreude schmecken finde nirgends Trost, auch selbst in der lebendigen Quelle des Trostes nicht. Der Gedanke; dein Vater ist sehr krank, er kann vielleicht sterben, der Gedanke beschäftiget mich unaufhörlich, und läßt mir keine Ruhe. Daß Sie ganz mein Freund sind, daß sie mich zärtlich lieben, das weis ich, und daß Sie an meinen Leiden Theil nehmen, daran zweifle ich ebenfals nicht: allein, daß Sie etwas zu meiner Beruhigung beyzutragen im Stande seyn sollten, das glaube ich nicht, Gott allein muß mein Herz beruhigen, und das wird am besten dadurch geschehen, wenn er die Krankheit meines Vaters lindert, und mir dadurch einen Funken der Hoffnung aufgehen läßt, daß er noch einmal wieder gesund werden könne, geschiehet das nicht, so bin ich verlohren. Fahren Sie fort, mich treu zu lieben als Ihren

tiefgebeugten aber treuen Carl.

---

26. Auf Weihnachten 1784.

Preist ihn mit hoher Harfenklang,
Ihr starken Seraphim.
Ihr Erdensöhne bringt ihm Dank,
Preis und Anbetung ihm!

Er kommt von seines Vaters Thron
Hernieder uns zu gut:
Des Vaters eingeborner Sohn,
Wird unser Fleisch und Blut.

Die heiligste Religion
Kam da zur Erd' herab,
Als Gott den eingebornen Sohn
Der Welt zum Lehrer gab.

Zum Lehrer, der den Weg zu Gott
Nach seinem ew'gen Rath,
Durch Wort und That bis in den Tod
Uns vorgezeichnet hat.

Der Mittler hat sich dargestellt
Der uns durch seinen Tod,
Als Opfer für die ganze Welt
Versöhnen will mit Gott.

Also hat er die Welt geliebt
Daß er aus freyem Trieb'
Uns Sündern sich zum Retter giebt,
Wie hat er Menschen lieb!

Als König seinem Vater gleich
Beherrscht er nun die Schaar
Der Gläubigen im Gnadenreich,
Im Himmel immerdar.

Er hat vor aller Creatur,
Die Menschheit auserwählt
Und mit der göttlichen Natur
Die menschliche vermählt.

So kömmt er nach des Ew'gen Rath
In unser Fleisch und Blut
Vollführt, was er beschlossen hat
Als unser höchstes Gut.

Der du auch mir geboren wirst
Ein schwacher Mensch wie wir
Mein Bruder und mein Friedefürst!
Willkommen seyst du mir.

Empfangt im höchsten Jubelton
Ihr Sterblichen und küßt,
Küßt ihn, des Allerhöchsten Sohn
Der euer Bruder ist.

Preist ihn ihr starken Seraphinen
Mit hoher Harfenklang,
Ihr seine Brüder, opfert ihm
Anbetung, Preis und Dank.

27. Auf Weihnachten 1784.

Welch ein freudiges Getümmel
Wallet durch den weiten Himmel,
Bis zum fernsten West!
Lobelieder wiederhallen!
Jubel und Triumph erschallen!
Welch ein Wonnefest!

Gottes Heere stehn gerüstet,
Nicht wie Heere, die gelüstet
Rache zu vollziehn:
Nicht wie Heere, die bestimmet
Zu verderbet, die ergrimmet
Wuth und Flamme spü'n.

Gottes Heere stehn gereihet,
Wonnevoll und höchst erfreuet,
Harfen in der Hand.
Wonne glüht auf ihren Wangen;
Gottes Ruhm ist ihr Verlangen;
Freude ihr Gewand.

Höret! hört die Jubellieder!
Erd' und Himmel tönen wieder:
Ehre unserm Gott!

Friede',

Friede, Heil und Wonne werde
Dort den Bürgern auf der Erde!
Sie liebt unser Gott!

Darf mit himmlischen Gesängen
Blöder Menschen Dank sich mengen,
Die noch Sünd' umgiebt?
Doch wir sollen ja uns üben
Gott zu preisen, Gott zu lieben,
Der uns so geliebt.

Ew'ger Dank für dein Erbarmen,
Ew'ger Vater, der uns Armen
Seinen Sohn geschenkt;
Der uns Gnade, der uns Leben
Zutheilt, der die Schuld vergeben,
Und ihr nicht gedenkt!

28. Eigensinn.

Ein häslicher Flecken, auch an guten Kindern.

(Eine Scene aus dem gemeinen Leben.)

Der Lehrer und Wilhelm.

Lehrer.

Hör, mein guter Wilhelm! Jezt, da du; wenigstens scheints mir so, ein freyes offenes Wesen zeigst — jezt dächt ich, wollt ich mal mit dir sprechen.

Wilhelm.

Was wollten Sie denn mit mir sprechen?

Lehrer.

Du bist ein guter Knabe, hast ein gutes Herz! Aber was meynst du, sollte das wol genug seyn?

Wilhelm.

Besser, wäre freylich besser.

Lehrer.

Eine Regel will ich dir hiebey geben, die du dir merken must. „Je mehr der Mensch sucht „besser zu werden, desto vollkommener wird „er, und dies ist der Weg zur Tugend."

Wilhelm.

Wilhelm.

Je mehr der Mensch sucht besser zu werden, desto vollkommener wird er, und dies ist der Weg zur Tugend.

Lehrer.

Ganz recht, mein lieber. — Was meynst du: Was ist wol leichter, besser zu werden, wenn man schon gut ist, oder gut zu werden, wenn man einmal bös ist!

Wilhelm.

Wer gut ist, kann ja leicht besser werden!

Lehrer.

Bist du denn wol ganz gut?

Wilhelm.

Nein! das glaub ich nicht. Sie sagten ja neulich. Wir hätten alle Fehler, wären alle schwache Menschen.

Lehrer.

Ja freylich. Jeder Mensch hat Fehler. Aber, was muß er suchen?

Wilhelm.

Sie zu vermindern — oder ganz abzulegen.

Lehrer.

Was bewiesest du diesen Morgen für einen Fehler?

Wilhelm.

Ja! da war — ich — unartig. — Ich gesteh es. Ich war — eigensinnig,

Lehrer.

Fühltst du, daß das gut war?

Wilhelm.

Da freylich nicht — Aber jezt weis ichs wol, daß es nicht recht war.

Lehrer.

Nun — mein lieber! sag mir: was ist eigensinnig?

Wilhelm.

Wenn ich das — durchaus nicht thun will, was sie — sagen. Nicht, weil sie es mir sagen, sondern weil ichs nicht thun will. Diesen Morgen wollt ich den Spruch nicht hersagen.

Lehrer.

Warum nicht?

Wilhelm.

Ach! ich weis selbst nicht, warum — weil ich nicht wollte.

Lehrer.

Aber — war das nicht ein thörigter Wille.

Wilhelm.

Wilhelm.

Ja! ich seh es nun ein. Ich machte sie verdrüslich. Und ich dachte die ganze Zeit an — Nebendinge.

Lehrer.

Hattest du also Vortheil davon.

Wilhelm.

Nein! Gar keinen. Vielmehr Schaden. Aber, meine Mutter sagt: Knaben, die nicht eigensinnig wären, daraus würden sein Lebtage keine große Leute. Und das hätte ein großer — großer Mann gesagt. Ey, wie hies er doch —?

Lehrer.

Rousseau.

Wilhelm.

Ja! Rousseau.

Lehrer.

Ja — mein Kind! der sagt das. Aber was denkst du wol, sollte der da „unbiegsame Hartnäckigkeit" meynen.

Wilhelm.

Unmöglich wol. — Nun so erklären Sie mir das.

Lehrer.

Wilhelm! weist du noch, was das heist: Vir tenacx propositi?

Wilhelm.

Sie sagten neulich: Das hiesse, ein Mann, der seinem Vorsatze treu bliebe; der was er einmal anfienge, nun auch vollende — und nicht abliesse.

Lehrer.

Gut behalten — Mein lieber —

Wilhelm.

So — nun weiß ich (nachsinnend) auch schon, was das sagen will. Wenn aus Jemanden was Großes werden soll, muß er seinem Vorsatze getreu bleiben.

Lehrer.

Bravo! Bravissimo! Nun — nenne das künftig — Beharrlichkeit.

Wilhelm.

Ja! das ists auch wol. Denn kann auch was draus werden. Das sah ich daran. Ich hatte schon manchesmal mit meinen kleinen Freunden dies und jenes vorgenommen; aber liessen wir es erst liegen; so wurd nichts daraus. Neulich als wir die Grasbänke in unsern kleinen Spazier-

gange machten — da arbeiteten wir darauf los! Ho! das dauerte auch nicht lang, da war alles fertig. — Also, wenn Mama sagt. Der große Mann — wie hies er doch?

Lehrer.

Rousseau.

Wilhelm.

Rousseau habe gesagt: Ein Kind müsse ei genfinnig seyn. So heist das so viel. Ein Kind, woraus ein großer Mann werden wolle, müsse Beharrlichkeit zeigen.

Lehrer.

Ganz recht mein Lieber — Aber ja keinen Eigensinn: Denn Eigensinn ist würklich eines der grösten Laster bey Kindern. Gewöhnlich wird aus solchen Kindern Nichts, zumal, wenn Faulheit damit vereiniget ist, und das pflegt sehr oft. Ich will dir ein Beyspiel davon erzählen. Ich kannte einen Knaben, der wurde ohne die Aufsicht der Eltern, bald hie, bald da, weil die Eltern keine Zeit hatten, hingeschickt. Er hatte Anlagen. Aber er kam nur an keinen Ort, wo sich diese Anlagen hätten weiter ausbilden können. Anfangs war ein Schulmeister auf einen elenden Dorfe sein Lehrer. Lesen lernte er so mit genauer Noth. Schreiben — zum Erbarmen. Rechnen — da er in den Brüchen war, konnte er

nicht

Lehrer.

Wilhelm! weist du noch, was das heist: Vir tenacx propositi?

Wilhelm.

Sie sagten neulich: Das hiesse, ein Mann, der seinem Vorsatze treu bliebe; der was er einmal anfienge, nun auch vollende — und nicht abliesse.

Lehrer.

Gut behalten — Mein lieber —

Wilhelm.

So — nun weiß ich (nachsinnend) auch schon, was das sagen will. Wenn aus Jemanden was Großes werden soll, muß er seinem Vorsatze getreu bleiben.

Lehrer.

Bravo! Bravissimo! Nun — nenne das künftig — Beharrlichkeit.

Wilhelm.

Ja! das ists auch wol. Denn kann auch was draus werden. Das sah ich daran. Ich hatte schon manchesmal mit meinen kleinen Freunden dies und jenes vorgenommen; aber liessen wir es erst liegen; so wurd nichts daraus. Neulich als wir die Grasbänke in unsern kleinen Spazier-

gange machten — da arbeiteten wir darauf los! Ho! das dauerte auch nicht lang, da war alles fertig. — Also, wenn Mama sagt, Der große Mann — wie hies er doch?

Lehrer.

Rousseau.

Wilhelm.

Rousseau habe gesagt: Ein Kind müsse eigensinnig seyn. So heist das so viel. Ein Kind, woraus ein großer Mann werden wolle, müsse Beharrlichkeit zeigen.

Lehrer.

Ganz recht mein Lieber — Aber ja keinen Eigensinn: Denn Eigensinn ist würklich eines der grösten Laster bey Kindern. Gewöhnlich wird aus solchen Kindern Nichts, zumal, wenn Faulheit damit vereiniget ist, und das pflegt sehr oft. Ich will dir ein Beyspiel davon erzählen. Ich kannte einen Knaben, der wurde ohne die Aufsicht der Eltern, bald hie, bald da, weil die Eltern keine Zeit hatten, hingeschickt. Er hatte Anlagen. Aber er kam nur an keinen Ort, wo sich diese Anlagen hätten weiter ausbilden können. Anfangs war ein Schulmeister auf einen elenden Dorfe sein Lehrer. Lesen lernte er so mit genauer Noth. Schreiben — zum Erbarmen. Rechnen — da er in den Brüchen war, konnte er

nicht

nicht mehr zusammenzählen. Es war ein durchaus eigensinniger Mensch. Nun kam er bey einem Andern, der lies ihn, weil er schon zu groß, und doch Nichts mehr aus ihm werden konnte, seinen Hang zum Laufen, zur Jagd und andern Zeitverschwendungen nachhängen. Er war schon 13 Jahr, als er wider einen andern Lehrer bekam — Allein, was wurd aus ihm. Ein Bischen Schreiben lernte er, weiter auch Nichts — das andre that er alle mit Verdruß oder Widerwillen. Immer war er und blieb — eigensinnig und faul, die Zeit zum Lernen dauerte ihm immer zu lange — kurz er war auch schon zu sehr zerstreuet, als daß noch aus ihm hätte was werden können. Er wählte die Muskete — und ist, was er immer seyn wird — ein Soldat.

Wilhelm.

Ach! der hätte doch was werden können.

Lehrer.

Ja wohl. Aber er war zu eigensinnig, wenn der Lehrer ihm was befahl; so wollt er nicht weil er nicht wollte. Schlagen wollt ihn der Lehrer nicht, weil er schon zu groß war; so giengs denn nicht anders.

Wilhelm.

O! das war auch traurig. Ich mögte doch nicht gerne ein Soldat werden.

Lehrer.

Lehrer.

Noch ein Beyspiel — das dir die traurigen Folgen des Eigensinns noch sichtlicher erklärt. Einst gieng ich in Gesellschaft. Zween Knaben beynah von gleicher Größe waren auch mit zugegen. Einer saß auf einem Stuhle, auf den der andere auch sitzen wollte. Was meinst du, was geschah?

Wilhelm.

Sie zankten sich?

Lehrer.

Wie du auch gethan haben würdest. Man pflegt andere nach seinen eigenen Gesinnungen zu beurtheilen. — Ja! sie zankten sich entsetzlich, und was das Schlimmste war in Gegenwart Vater und Mutter.

Wilhelm.

In ihrer Gegenwart dürfen wir doch so was nicht thun.

Lehrer.

Das wäre ja auch ganz wider die Hochachtung, die ihr euren Eltern schuldig seyd. Und auch außerdem dürft ihr's nicht thun. — Sie zankten sich und drängten sich so lang, bis einer vom Stuhl gegen einen Tischfuß fiel, und sich jämmerlich am Kopf beschädigte.

Wilhelm.

Das war was Schönes.

Lehrer.

Lehrer.

Was Schönes? Ich dächte — Gefiel dir das?

Wilhelm.

So! — daß ich in meinem Leben nicht wieder eigensinnig seyn werde.

Lehrer.

Ach! wenn du das wolltest! Wie lieb würd ich dich haben. Komm, guter Junge, gieb mir die Hand.

Wilhelm.

(Er küßte dem Lehrer ehrerbietig die Hand, und der Lehrer drückte ihn zärtlich an seinen Mund) künftig dürfen Sie mich nur ansehen, wenn ich wider meinen Willen fehlen sollte! (sagte er. Eine Thräne rann ihm vom Auge und seitdem hat man ihn nie wieder eigensinnig gesehen.)

30. Zur Bildung des sanften Gefühls bey Kindern.

Ein gefälliger Lehrer gieng oft mit seinen Zöglingen spazieren. Er zeigte ihnen die Wunder Gottes in der Natur; zeigte ihnen hier die Blüthknospe, verschlossen in einer Kapsel vor Wind und Kälte gesichert — dort, wie sie schon blüheten die Bäume, und über die ganze Natur einen verschönerten Anblick und herrlichen Wohlgeruch verbreiteten. „Seht, sagte er ihnen oft: Erkennet hieraus Gott! liebe Kinder!

Die ganze Frühlingsluft
Erfüllet jetzt der Blütenduft;
Eu'r Herze sey nicht freudenleer —
Wer ist — wer ist, wie Gott, so hehr!

Dann machte er sie aufmerksam auf alles Gute und Schöne, auf die andern Blumen, auf die Saat, wie sie hervorkeimte, so grün, so erquickend dem Auge. — Denn an einen schönen Maymorgen ließ er ihnen sehen, wie die Sonne so majestätisch aufgieng, wie sie die Spitzen der Berge und der Baumgipfel röthete, wie sie die blauen hochgethürmten Wolken mit Gold besäumte, und wie sie Wärme und Freude auf die Erde strömte. Von allen ihren mannigfaltigen Würkungen machte er ihnen den lebhaftesten Begrif, und erweckte ihr Herz zur innigsten

Gottes-

Lehrer.

Was Schönes? Ich dächte — Gefiel dir das?

Wilhelm.

So! — daß ich in meinem Leben nicht wieder eigensinnig seyn werde.

Lehrer.

Ach! wenn du das wolltest! Wie lieb würd ich dich haben. Komm, guter Junge, gieb mir die Hand.

Wilhelm.

(Er küßte dem Lehrer ehrerbietig die Hand, und der Lehrer drückte ihn zärtlich an seinen Mund) künftig dürfen Sie mich nur ansehen, wenn ich wider meinen Willen fehlen sollte! (sagte er. Eine Thräne rann ihm vom Auge und seitdem hat man ihn nie wieder eigensinnig gesehen.)

30. Zur Bildung des sanften Gefühls bey Kindern.

Ein gefälliger Lehrer gieng oft mit seinen Zöglingen spazieren. Er zeigte ihnen die Wunder Gottes in der Natur; zeigte ihnen hier die Blüthknospe, verschlossen in einer Kapsel vor Wind und Kälte gesichert — dort, wie sie schon blüheten die Bäume, und über die ganze Natur einen verschönerten Anblick und herrlichen Wohlgeruch verbreiteten. „Seht, sagte er ihnen oft: Erkennet hieraus Gott! liebe Kinder!

Die ganze Frühlingsluft
Erfüllet jetzt der Blütenduft;
Eu'r Herze sey nicht freudenleer —
Wer ist — wer ist, wie Gott, so hehr!

Dann machte er sie aufmerksam auf alles Gute und Schöne, auf die andern Blumen, auf die Saat, wie sie hervorkeimte, so grün, so erquickend dem Auge. — Denn an einen schönen Maymorgen ließ er ihnen sehen, wie die Sonne so majestätisch aufgieng, wie sie die Spitzen der Berge und der Baumgipfel röthete, wie sie die blauen hochgethürmten Wolken mit Gold besäumte, und wie sie Wärme und Freude auf die Erde strömte. Von allen ihren mannigfaltigen Würkungen machte er ihnen den lebhaftesten Begrif, und erweckte ihr Herz zur innigsten

Gottes-

Gottesverehrung: so, daß sie vor Freuden oft in die Worte ausbrachen:

Ach! wie gut — wie gut ist Gott!

Und da sie an einen kleinen mit Weiden und andern Gesträuch umwachsenen Bach vorbeygiengen, und da hörten, wie die schöne Nachtigall ihr seelerheben des Lied sang — und wie sich im nahgelegenen Felde die Lerchen mit ihren majestätischen Lobliedern mit einmischten — o wie geriethen sie da in heiliges Entzücken. Jeder Gedanke wurde zu einem Seufzer. Seufzer, die tief in ihrer Brust lagen, stiegen Haufenweise empor und erleichterten die vor heftiger Freude klopfenden Herzen — und nun machten sie auf einmal ihren Empfindungen Luft, jauchzten hoch auf und sagten in heftigster Aufwallung:

Wie schön ists doch auf Gottes Erde,
Und wehrt, darauf vergnügt zu seyn. *)

„Das werdet ihr immer mehr empfinden, je mehr „ihr euch in Gott und seinen Werken, an seiner schö„nen Natur freuet; sagte der Lehrer. Dann wird „euch die Erde zum freudigen Aufenthalt, zum fro„hen Paradies; so wie er andern, die das nicht „thun — ein öder langweiliger Wohnplatz voll „Mühseligkeit und selbstgeschaffnen Kummers ist."

Und

*) Wer kennt nicht die Arie vom unsterblichen Hölty: Wer wollte sich mit Grillen plagen ꝛc. — Der Lehrer hatte ihnen dieses Lieblingsstück oft vorgespielt aufm Clavier, und dazu gesungen.

Und so unterließ er niemals, in ihnen das Gefühl fürs Gute und Schöne auf alle Art zu erwecken.

Er unterrichtete sie auch in der Natur, diesem Buche Gottes, wie es ein gewisser schätzbarer Mann nennt. Er unterredete sich mit ihnen, — so oft er den Wunsch in sich fühlte, seine Untergebnen sollten ihre Verstands- und Denkkräfte erweitern — von den Weltkörpern, von den Elementen, von der Entstehung des Regens, des Gewitters, von allen möglichen Pflanzen, Steinen und Thieren, die er ihnen auch alle nannte. Wobey ihm denn die Kinder auch gern zuhörten, und ihn herzlich lieb hatten.

Sie zeigten ihm denn auch jeden Stein, der etwas Besonders hatte; und jeden Wurm, jede Raupe, jeden Käfer, jeden Schmetterling, den sie erhaschten. Aber nie litte er, daß sie einen Käfer oder Papilion unbarmherzig quälen, oder vorsetzlicher Weise tödten, und auf solche Art ihr Spiel mit ihnen haben durften. Er hatte den Grundsatz:

„Man müsse in den jungen Seelen der Kinder nie
„das sanfte Gefühl durch die Grausamkeit auslö
„schen. Durchaus dürfe kein Kind grausam seyn.
„Den Grund zur Grausamkeit müsse man ja nicht
„dadurch legen, daß man des Kindes Herz härte.
„Je mehr man einem Kinde sanftes zärtliches Ge-
„fühl einflößen könne, desto glücklicher würde man
„es machen."

Das war kurz einer der vornehmsten Grundsätze, wovon alle andern in Ansehung der Kindererziehung — ausgiengen.

Aber nie wollte er: daß sie unnatürlich in ihren Empfindungen werden sollten. Keine empfindsame Zieraffen, oder Quengelkinder, die bey jeder Posse aufführen, oder die bey Wenigrührenden die Augen gleich voll Thränen hätten. Nein! Natürliche Empfindungen durften sie bey jeder Gelegenheit äußern.

Denn, Kinder! sagte er: „Das ist läppisch und thörigt" — Und darinn war er mit *) Lessing und andern biedern Männern völlig einerley Meynung — „Das ist läppisch und thörigt **) über einen Wurm „weinen, (oder sich es zur Sünde zurechnen) zu wollen, den man von Ungefähr zertritt — oder bey „jedem Spaziergange zu denken, wie viel Würmer „werden vielleicht nicht durch meinen Fustritt zernichtet! " — Aber nur das konnte er nicht leiden, wenn seine Kinder mit ihm giengen, und ihnen ein Käfer oder Wurm im Wege lag, daß sie ihn muthwilligerweise aus der Schöpfung tilgten.

„Kinder! sagte er einst bey solchem Vorfall: Bedenkt, wie so ganz wiedersinnig ihr da handeltet „— ganz gegen euer sanftes Gefühl — ganz Gott „zuwieder. Gott hat den Wurm geschaffen; also „hattet ihr kein Recht ihm das Leben zu nehmen.

Kinder.

*) Lessings Antig. Bogen 4. S. 12.
**) Empfindeleitriefend.

Kinder.

Aber Gott gab den Menschen die Herrschaft über die Thiere.

Lehrer.

„Aber nicht Kindern. Nicht, daß der Mensch „muthwillig diejenigen tödten dürfte, die er so wenig „zu nähren als zu seiner Nahrung braucht, und die „ihm gar nicht schaden können, ausser, wenn sie „Gott zur Strafe der Menschen gebraucht — Und „denn sind Men[illegible]en, viel zu schwach, auch nur im „Geringsten die Strafe zu mildern.

(Sie kamen eben vom Felde zurück, und giengen durch den Garten.)

Kinder.

Sehen Sie aber diesen jungen Baum, der so voller Aepfel hängt, sehen sie die vielen Brechkäfer, die bey zwanzigen um einen Aepfel nagen.

Lehrer.

Was schadet das? Sie wollen ja leben.

Kinder.

Aber sie essen uns die Aepfel auf, und das geht durchaus nicht.

Lehrer.

Also glaubt ihr: daß sie würklich so viel Schaden thun?

Kinder.

Das ist augenscheinlich.

Lehrer.

Ihr seyd sehr präzis. Euch Kindern ists augenscheinlich. Mir nicht. Was meynt ihr, wenn ihr nun auch von den Millionen Käfern — einige Hundert todt macht, und eure Grausamkeit recht sichtbarlich dran übt — Was habt ihr nun zuweggebracht — oder wie viel werdet ihr darum der Aepfel mehr bekommen?

Kinder.

Der Vortheil würde freylich nicht groß seyn.

Lehrer.

Und habt ihr denn wol das Sommerfeld gesehn? Ganz besäet ists davon. Was meynt ihr, da wärs schön, mal seine Grausamkeit zu üben.

Kinder.

Ach nein! Bitte, bitte — reden Sie doch nicht so, Sie wissen, wir sind ja nicht grausam — Wir müssen sonst weinen.

Lehrer.

Nun so hört noch Einiges von Käfern. Ihr Leben ist von sehr kurzer Dauer. Ihr wists schon. Einige werden nur Tage alt, andere Wochen; verschiedene, das sind aber die wenigsten, dies ganze Jahr machen. Leben, Fras und Begattung sind ihre ein-

zige Freuden. Ich weiß es aus der Erfahrung: daß wir auch einst so viele Brachkäfer hatten. Heute waren noch eine entsetzlich große Menge da, die die junge Saat und Obst aufzufressen drohten; aber Morgen hörte und sah man keinen Einzigen mehr. So geschwind, werden sie theils — denn ihr wisset: Sie sind die Nahrung so vieler, vieler Geschöpfe, besonders der Vögel. —

Kinder.

So nützen sie doch wozu. Das bedachten, wir nicht. Nein! Nun wollen wir sie leben lassen.

Lehrer.

Theils werden sie also von Vögeln gefressen, theils müssen sie vom Wind und Regen sterben. Denn Wind und Regen ist für Insekten äusserst schädlich.

Kinder.

Ach ja! Mama macht immer Fenster und Thüren auf, wenn so viele Fliegen im Zimmer sind, und denn ziehen sie gleich fort.

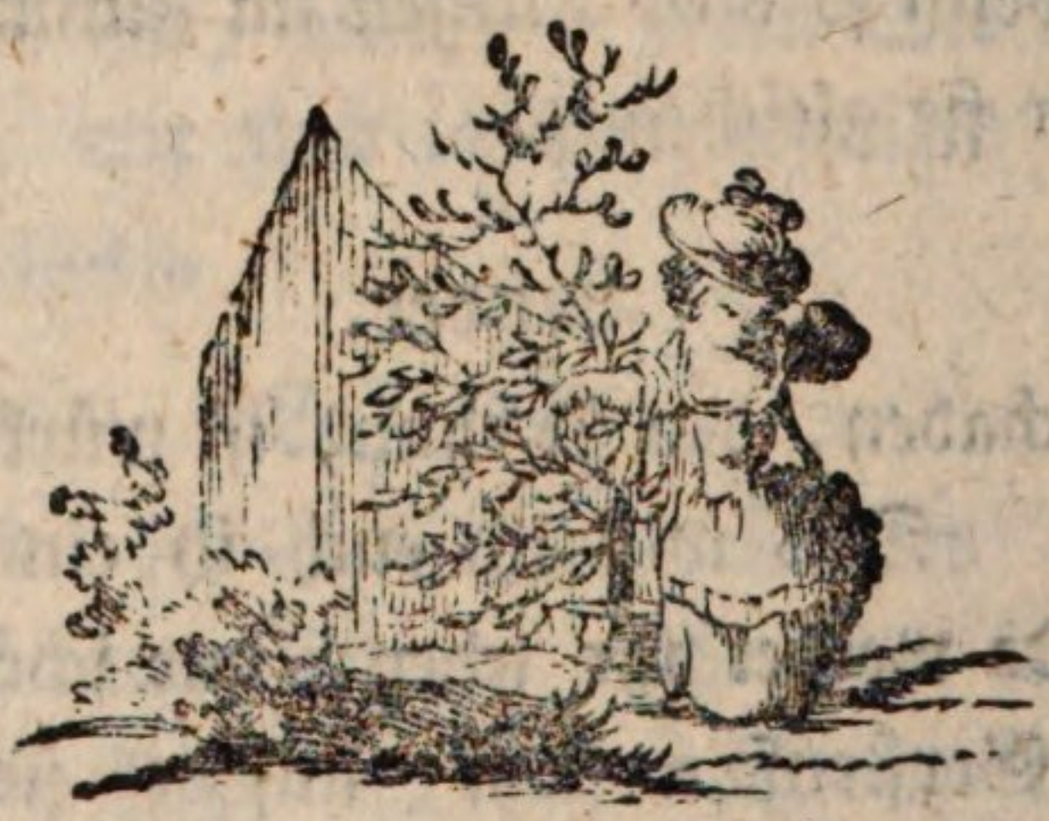
Lehrer.

Der Schaden, den sie thun, ist würklich ganz unbeträchtlich. Das will ich euch in einigen Wochen zeigen. Da werdet ihr sehen, wie schön und frisch die junge Gerstensaat steht, auf der sie so ganz erstaunlich viel, wie gesäet lagen. Dann zeig ich euch die Aepfel, wie zum Erstaunen voll sie tragen, und

die Birnen, wie sie alle solche Flecken vom Fras der Brechkäfer haben, nun aber wieder voll wachsen und oft die wolschmeckendsten werden.

Der Lehrer zeigte ihnen bald darauf die Flecken am Obst, und machte dabey noch zugleich die Anmerkung: Gott habe bey dergleichen Schickungen immer die weisesten Absichten — und wenn er nicht die Käfer geschickt, die vieles Obst anfressen müssen, damit es hätte abfallen können; so würden die Bäume unter ihrer Last haben zerbrechen müssen.

Sie dankten dem guten Lehrer innigst und rührendst für seine guten Lehren, und hörten in der Folge auf, ihren Muthwillen gegen Thierchen zu äußern, die ihnen nicht schaden konnten, und gewiß zertraten sie nie vorsetzlicher Weise einen Käfer oder anderes Gewürm.



31. Lied,

beym Fallen des ersten Schneeflocken.

Heinrich an seinen kleinen Freund Wilhelm.

Hussa, hussa!
Nun ist uns nah
Der Winter. Welche Freude!
Bald wollen wir
Uns tüchtig hier
Im Schlitten ziehn, wir beyde!

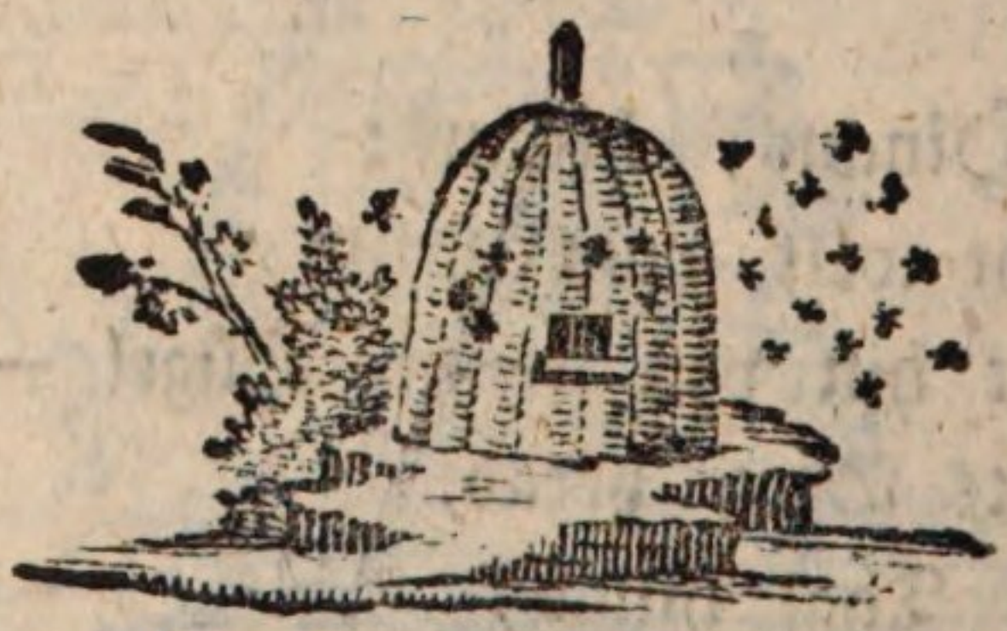
Schon fällt der Schnee
Juchhe, Juchhe!
Wie bin ich doch so frölich.
Die Stube ist,
So warm sie ist,
Mir jetzo unausstehlich.

Hinaus, hinaus;
Nicht weit vom Haus
Dort hin von jenem Hügel —
Gehts Berg herab,
Ins Thal hinab,
Als hätt der Schlitten Flügel.

Dann gleich, Juchhe?
Ziehn wir zur Höh
Den raschen Schlitten wieder —
Und dann Bergab
Ins Thal hinab,
Läuft rasch der Schlitten nieder.

O lieber Schnee!
Juchhe! Juchhe!
O bliebest du doch liegen —
Und frörs dazu,
Ja! Wilhelm! du —
Das wäre ein Vergnügen!

Dann könnten wir
Uns tüchtig hier,
Im Schlitten ziehn — wir Beyde.
Hussah — Hussah!
Nun ist uns nah
Der Winter. Welche Freude!



32. Naturgeschichte des Hummers.

Der Hummer hat eine so ungewöhnliche Gestalt, daß, wer ihn zuerst sieht, nicht weis, was er daraus machen soll, und leicht verleitet wird, den Kopf für den Schwanz anzusehen: wenn er aber Acht giebt, so wird er bald gewahr, daß sich dieses Thier mit den Vorderfüßen vorwärts hinbeweget, und daß der Theil, der einer Rüstung ähnlich ist, und aus zusammengesetzten Gliedern bestehet, den Schwanz ausmacht. Die beyden großen Füße dienen dem Hummer zu Werkzeugen der Vertheidigung und Erhaltung. Mit diesen kann er, wenn er sie öfnet, als mit einer Scheere oder Zange heftig kneipen und festhalten. Außer diesen hat er noch acht kleine Füße, vier auf jeder Seite, welche nebst dem Schwanze das Thier in den Stand setzen, vorwärts zu gehen. Zwischen den zween Klauen oder Füßen ist der Kopf befindlich, der aber nur sehr klein und mit einem Paar Augen versehen ist, welche wie zween schwarze hörnere Flecke aussehen, und diese kann er nach Gefallen heraus und hinein ziehen. Das Maul ist wie bey den übrigen Insekten beschaffen. Er hat zween Zähne, die Speisen zu zermalmen, und da diese nicht hinreichend sind, noch drey im Magen, einen auf jeder Seite, und den dritten unten. Zwischen den zween Zähnen ist eine fleischichte Substanz, wie eine Zunge gestaltet. Die Eingeweide bestehen aus

einer langen Kugel, welche von dem Munde bis zum After reichen: wodurch sich aber dieses Thier haupt sächlich unterscheidet, ist, daß die Rückgradhöle sich in dem Brustbeine befindet. Er hat zwey lange Fühlhörner, welche auf jeder Seite des Kopfs heraus stehen, um die Dunkelheit des Gesichts zu verbessern, und das Thier vor Gefahr oder Räuber zu warnen. Der Hummer ist ein Hermaphrodit und muß sich also selbst begatten. Das Eyerbehältniß oder der Ort, wo der Leich hervorgebracht wird, ist hinterwärts nach dem Schwanze zu, wo man eine rothe Substanz findet. Aus diesem Behältniß gehen zween Kanäle, die sich an beyden Seiten bey der Verbindung der Schaalen an dem Bauche öfnen, und durch diesen Durchgang kömmt der Leich hervor, und liegt unter dem Schwanze, wo das Thier es vor Gefahr so lange bewahret, bis es zur Reiffe kömmt; und wenn die Eyer Gliedmassen erhalten, so fallen sie ins Wasser.

Sobald die jungen Hummer die Alten verlassen, so suchen sie unmittelbar ihre Zuflucht in den kleinsten Klüften der Felsen, und kriechen auf dem Grunde der See, wo der Eingang zu ihrem Aufenthalt sehr klein ist, und die Oefnung sehr leicht vertheidiget werden kann. Da werden sie, ohne daß sie scheinen Nahrung zu sich zu nehmen, in wenigen Wochen größer, bloß von kleinen Würmern, welche das Wasser zufälliger Weise nach ihrem Aufenthalt hinspült.

In dieser Zeit erlangen sie eine starke feste Schaale, welche ihnen statt einer offensiven und defensiven Rüstung dient. Dann kommen sie aus ihrer Festung heraus, und kriechen dreist längst des Grundes, in der Hoffnung, mehrern kleinen Raub anzutreffen.

Der Fischrögen, die kleinen Thiere von ihrer eigenen Art, aber vornemlich die Würmer, die sich auf dem Grunde der See aufhalten, geben ihnen Nahrung in zureichender Menge.

Sie halten sich zwischen den Felsen auf, kriechen auf dem Sande und suchen Würmer, oder überfallen wehrlose Thiere, die in ihre Klauen fallen. An sich selbst haben sie wenig zu befürchten, ausgenommen einer von dem andern: denn so wie unter andern Seethieren, sind die größeren allezeit fürchterliche Feinde der kleineren.

Dieses Leben, das sie in Sicherheit und Ueberfluß zubringen, geräth doch öfters in große Gefahr: denn da der Leib des Hummers noch fortwächst, und seine Schaale doch unveränderlich bleibt, so muß er sich nothwendig von derselben losmachen. Der junge Hummer von dieser Art verändert seine Schaale öfterer als der alte, der oft zwey Jahre in derselben Schaale bleibt. Ueberhaupt verändern diese Thiere ihre Schaale einmal des Jahrs, und dieß ist nicht allein ein peinliches, sondern auch ein mißliches und gefährliches Geschäfte.

Die

Die Zeit, wenn sie mietern, fällt in dem Anfang des Sommers, zu welcher Zeit sie Futter im Ueberfluß, und ihre vollkommene Größe und Stärke erlanget haben.

Einige Tage vorher, ehe sie mietern, verliert das Thier seine gewöhnliche Freßbegierde; es liegt betäubt und unbeweglich da, als ob es die herannahende Veränderung ängstlich erwartete. Kurz vorher, ehe es die Schaale abwirft, legt es sich auf den Rücken, streckt seine Scheeren aus, und jedes Glied scheint zu zittern; die Fühlhörner und der ganze Leib bewegt sich heftig, es schwillt ungewöhnlich auf, und endlich scheint sich die Schaale bey den Gelenken zu trennen, besonders bey den Gelenken an dem Bauch. Das Inwendige kommt auswendig, der Magen geht mit der Schaale weg; auf eben die Art trennt er sich von den Scheeren, welche bey den Biegungen bersten, das Thier wirft sie mit einer zitternden Bewegung weg, als ein Mensch einen Stiefel auszieht.

So befindet sich dieses wundervolle Geschöpf zwar in der Freyheit: aber in einem so schwachen Zustande, daß es einige Stunden ganz ohne Bewegung da liegt. Es ist in der That diese Veränderung so stark, daß viele dabey sterben. Nach dieser Veränderung sind sie nicht allein so weich, sondern auch so furchtsam als ein Wurm. Alle Meerthiere sind alsdann ihre gewaltigen Feinde,

denen sie weder entgehen, noch gegen welche sie sich wehren können; uud eben zu dieser Zeit frißt der Seehund und der Stockfisch sie bey tausenden. Diese Krankheit dauert nicht lange. Denn in zween Tagen ist die Haut, die den Leib bedeckt, so hart, als vorher geworden; sein Appetit kömmt wieder; zuerst frißt er seinen eignen Magen auf, den er von sich geworfen, und bald darauf auch seine verlassene Schaale. In acht und vierzig Stunden hat die neue Schaale ihre Vollkommenheit erhalten, und ist so hart wie die vorige. Sobald der Hummer in seiner neuen Schaale eingerichtet ist, wird man erst gewahr, wie sehr er in wenig Tagen in seinem Wachsthum zugenommen, und wenn man die alte Schaale mit der neuen vergleicht, so findet man, daß dieses Thier ein Drittel größer geworden ist.

Dieses Geschöpf, das nunmehr nicht allein eine neue Decke, sondern auch mehr Muth und Stärke erhalten hat, geht weit kühner auf die Seethiere los, und wird im Streite selbst oftmals verstümmelt. Nicht selten geht ein Glied oder auch eine neue Scheere bey solchem Angrif verlohren. Ein Glied oder eine neue Scheere zu verlieren ist aber bey ihnen kein großes Unglück. Der Sieger nimt die Beute, um sich damit zu traktiren; da unterdessen der Ueberwundene zurück zieht, und die Ersetzung desselben mit Geduld erwartet, und dies dauert nicht lange. An dem Orte wo die Scheere abgerissen ist, sieht

man

man auf eine bewundernswürdige Art eine neue entstehen, die anfänglich klein und zart ist, aber in einer Zeit von drey Wochen, so breit und so stark wächst als die alte, jedoch nicht zu der vorigen Größe gelanget; daher kommt es, daß man die Scheeren des Hummers von so ungleicher Größe antrift.

Von dieser Art Thiere giebt es eine große Mannigfaltigkeit. Der Unterschied besteht hauptsächlich in den Scheeren. Einige sind drey Fuß lang; und wenn wir den Fluß und kleinen Meerkrebs mit in die Klasse nehmen, so sind einige nicht über einen Zoll lang. Sie wohnen alle im Wasser, und leben viele Tage außer dasselbe, wenn man sie im Nessel setzt und bisweilen mit Milch oder Bier besprenget. Ihre Schaale ist schwarz, wenn man sie aus dem Wasser holt, und wird durch das Kochen roth. Die gewöhnliche Art den Hummer zu fangen, ist ein Korb aus Weidenruthen gemacht, in welchem die Fischer eine Art von Kaldaunen zur Lockspeise legen, diesen lassen sie bis auf den Grund der See hinunter, sechs oder zehn Klafter tief. Die Hummer kriechen um des Fraßes willen in selbigen hinein, und können nicht wieder heraus kommen.

Der Flußkrebs unterscheidet sich wenig von dem Hummer, als nur in der Größe, und dadurch, daß der eine in frischem Wasser und der andere bloß in der

See

See lebt. Die Krabbe wird sowol im süßen als Salzwasser gefunden. In der Gestalt ist sie sehr von den Hummer unterschieden. Der Schwanz dieses Thiers ist nicht so kennbar, als bey den ersten; er sieht aus wie ein breiter Lappen, der einen Theil des Bauchs zu bedecken scheint, und wenn man ihn aufhält, so sieht man die Eyer unter denselben in großer Menge.

Da die Krabbe sowol zu Lande als zu Wasser gefunden wird so bringt auch ihre verschiedene Lebensart eine Verschiedenheit hervor, die wol verdient angemerkt zu werden. Der Landkrebs wird in einigen warmen Ländern in Europa und in großer Menge in den tropischen Klimaten von Afrika und Amerika gefunden. Sie sind verschiedener Art und mit mancherley Eigenschaften versehen; einige sind gesunde und nahrhafte Speisen, andere im höchsten Grad giftig und schädlich; einige sind einen halben Zoll, andere einen Fuß breit, einige sind braun und andere vielfarbigt. Die violette Krabbe in den Karaibischen Inseln, ist sowol wegen der Gestalt, als auch wegen des zarten Fleisches und noch eines besondern Umstandes wegen merkwürdig.

Dieses Thier gleicht zween Händen, die in der Mitte von einander geschnitten und gefaltet sind, auf jeder Seite siehet er aus als vier Finger. Die zwo Scheeren gleichen den Daumen; der Leib ist mit einer Schaale bedeckt, in der Mitte zusammen

gebunden,

gebunden, voran sind zwey lange Augen wie ein Gerstenkorn, so durchsichtig als Kristall und hart als Horn. Ein wenig unten ist der Mund mit einer Art von Bart bedeckt, unter welchem zween breite Zähne, so weiß als der Schnee, fühlbar sind. Mit diesen Zähnen können sie Blätter, Früchte und faules Holz, welches ihre gewöhnliche Nahrung ist, leicht zernagen. Ihr vornehmstes Werkzeug, die Speisen zu zerschneiden, sind die Scheeren. Ihr Futter halten sie damit fest, daß sie eher ihre Glieder verlieren, als dasselbe fahren lassen, und man hat oft gesehen, daß sie davon gelaufen und die Scheere dem Feinde in dem Leibe vest stecken lassen. Doch dies ist noch nicht das wunderbarste, was man von diesem Geschöpfe erzählt. Das, was ich jetzt melden werde, und noch nicht so bekannt und bestätigt ist, möchte wol unglaublich zu seyn scheinen. Diese Thiere leben nicht nur in einer Art von ordentlicher Gesellschaft in ihren Wohnungen an den Bergen, sondern marschieren alle Jahr einmal mit einander nach der Seeseite in einem Trupp von einigen Millionen. Sie wählen den April oder May um diese Unternehmung anzufangen; zu dieser Zeit kriechen sie bey tausenden aus den hohlen Bäumen, den Felsenklüften und den Höhlen, die sie sich unter der Erde graben, hervor. Alsdann ist der ganze Boden mit dieser Bande von Avantüriers bedeckt. Sie richten ihren Marsch in gerader Linie nach

der

der See hin, weichen weder zur Rechten noch zur Linken, und wenn sie auf ein Haus stossen, so kriechen sie in die Wände hinein, um den geraden Weg nicht zu verfehlen; und ob sie gleich ihre Marschruthe folgen, so müssen sie sich doch zuweilen nach der Beschaffenheit des Erdbodens richten, und wenn Flüße darzwischen kommen, längst dem Strome fortgehen. Sie theilen sich gemeiniglich in drey Battallionen; das erste bestehet aus dem stärksten und kühnsten Männchen, welche wie Officiere vorne gehen, um den Weg auszukundschaften und sich der größten Gefahr zu unterwerfen. Diese müssen oft wegen Mangel des Regens halte machen, und ziehen sich in ein schickliches Lager, bis das Wetter sich ändert. Das mitlere Korps der Armee bestehet aus den Weibchen, welche nie die Berge verlassen, als bis es anfängt zu regnen, und dann gehen sie in ordentlicher Schlachtordnung, Kolonnenweise funfzig Schritt breit und drey Meilen lang, und so nahe bey einander, daß die Erde ganz davon bedeckt zu seyn scheinet. Drey oder vier Tage nachher folgt die Arrtergarde, ein herumstreifender undisciplinirter Haufen, welcher aus Männchen und Weibchen, die nicht so stark und zahlreich sind als die vorigen, besteht. Vornemlich gehen die des Nachts vorwärts; und nur wenn es bey Tage regnet, nützen sie die Gelegenheit, und gehen auf die gewöhnliche Art weiter. Wenn die Sonne scheint und der Boden erhitzt, machen sie halt, und warten bis gegen Abend wenn

es kühl wird. Wenn sie erschrocken oder gestöret werden, gehen sie rückwärts auf eine unordentliche Art. Sie suchen ihren Feind dadurch furchtsam zu machen, daß sie ihre Scheeren zusammen schlagen, als wenn sie denjenigen drohen wollten, der sie beunruhigen würde. Ob sie gleich suchen den Menschen furchtbar zu werden, so sind sie sich doch selbst unter einander am furchtbarsten, denn sie sind so eigennützig und ungesellig, daß wenn einer von ihnen so abgemattet ist, daß er nicht fort kann, die übrigen über ihn herfallen, und ihn während des Marsches auf der Stelle auffressen. Wenn sie nun nach zurückgelegten ermüdenden Marsch und überstandenen Gefahren, an dem bestimmten Hafen anlangen, so sind sie bereit ihren Rögen abzuwerfen. Die Eyer sind noch in ihren Leibern, denn sie erwarten die Hülfe von dem Seewasser, welches ihre Befreyung davon befördern muß. Zu dem Ende stürzen sich die Krabben, so bald sie das Ufer erreicht in die Tiefen des Wassers, und lassen die Wellen den Körper zwey oder dreymal abwaschen. Dies scheint blos eine Zubereitung zu seyn, wodurch sie ihre Eyer zur Reife bringen; denn ohne weitern Verzug suchen sie eine Wohnung auf dem Lande. Unterdessen wird der Rögen größer, kömmt aus dem Körper hervor, und sitzet unter dem Schwanz. Dieser Bündel ist so groß als ein Hünerey und ist dem Heringsrögen gleich. In diesem Zustande suchen sie nun das Ufer zuletzt, schütteln ihren Saamen ins Wasser, und überlassen es dem

Zufall, was davon zur Reife gebracht werden wird. Zu dieser Zeit kommen ganze Schaaren hungriger Fische, und erwarten diese jährliche Sättigung; die See erscheint ganz schwarz von derselben, und die räuberischen Thiere verzehren über zweydrittel von den Krabbeneyern. Diejenigen, welche nicht verzehret werden, liegen unter dem Sande verborgen, und sogleich verlassen Millionen kleiner Krabben das Ufer, und reisen nach ihren Bergen wieder zurück. Die Alten können nicht so hurtig zurück wandern, sie werden so schwach, daß sie kaum kriechen können, und das Fleisch verändert zugleich seine Farbe, die mehresten müssen sich in dem flachen Lande Höhlen machen, die sie mit Blättern und Koth bedecken, bis sie sich wieder erholet haben. Da werfen sie die alten Schaalen ab, und liegen fast sechs Tage ganz bloß ohne Bewegung; da sie denn so fett werden, daß sie eine zarte Speise abgeben.

Diese Krabben sind den Eingebohrnen sehr vortheilhaft, und die Sklaven leben oft gänzlich von denselben. Man betrachtet sie in Jamaika als die größte Delikatesse, doch aber ist auch der Genuß derselben mit Gefahr verknüpft, denn viele von ihnen sind giftig; wenn sie auf den Manchinelapfel oder unter dieser schädlichen Pflanze gesessen, muß man sie wegwerfen. So geht es aber mit allen Produkten dieses luxuriösen Himmelsstrichs; so angenehm manches dem Gaum ist, so sehr schädlich ist es doch

auch, und es ist kaum eine Delikatesse, die nicht ihren schädlichen Zusatz bey sich führte.

---

33. Eine Unterredung.

Zwischen Carl, Wilhelm, Heinrich und Jacob.

Carl.

Willkommen! meine lieben Freunde, willkommen! Es ist mir sehr angenehm, daß Sie mir Gesellschaft leisten wollen. Ich denke Ihnen diesen Nachmittag recht vieles Vergnügen zu machen. Wenn's doch nur nach Ihrer aller Geschmack seyn möchte, was ich vorhabe.

Wilhelm.

O! ich kenne Ihre schönen Erfindungen schon, und wenn ich für uns alle reden darf, so wird es uns kein recht vergnügter Nachmittag werden.

Heinrich.

Ich stimme mit bey, was Sie da sagen, lieber Wilhelm.

Jacob.

Und auch ich; denn ich lasse es mir gern gefallen, was man spielen will, wenn ich nur mitspielen kann, und nicht alles verderbe, weil ich noch nicht viele Spiele weiß.

Carl.

Carl.

Spielen wollen wir eigentlich nicht, lieber kleiner Jacob; denn das muß man nur, wenn man sonst gar nichts anzufangen weiß, oder sich nach vielen Beschäftigungen ein wenig erholen will. Wir wollen uns auf eine edlere Art belustigen, und hernach auch ein wenig spielen, wenn es so gefällig ist.

Heinrich.

O ja! wie es ihnen gefällt, süßer Freund. Wir machen alles mit, aber doch erst Kaffe getrunken, nicht wahr?

Wilhelm.

Nun, das war ein wenig ungesittet, Heinrich. Wenn man in fremden Häusern ist, muß man nicht so gleich heraus sagen, was man denkt, und gern haben will.

Carl.

Lassen Sie Ihn, lassen Sie Ihn! Seine Offenherzigkeit hat so was anziehendes, daß man darüber gar nicht böse werden muß. Ich habe da so eben Nafs Dialogen für Kinder durchgelesen, sie sind gewiß recht artig Und da bin ich auf den Gedanken gekommen, ob wir nicht auch so ein wenig dialogiren könnten.

Wilhelm.

Das können wir, das können wir! Aber wir müssen solche Gegenstände unserer Unterredung wählen, die wir am besten wissen.

Jacob.

O! ich höre schon, da komme ich zu kurz. Ich weiß noch gar wenig, und werde also auch nicht viel mit sprechen können.

Carl.

Sorgen Sie für nichts, kleiner Mann, Sie sollen nicht leer ausgehen. Ich wette, Sie werden zu unsern Gesprächen das Ihrige so gut beytragen als der beste. Ein jeder hat die Freyheit zu sagen, was er weiß, und was er will.

Heinrich.

Um Vergebung! liebster Carl. Haben Sie Ras's Dialogen bey der Hand? oder wissen Sie den Inhalt derselben?

Carl.

Nein, bey der Hand habe ich sie nicht. Papa hat sie mit auf seine Stube genommen, und erst Morgen bekomme ich sie wieder. Aber der Innhalt ist mir vollkommen bekannt.

Es sind der Dialogen sieben.

1. Ueber die Städte Leipzig, Berlin und Halle, und über die Messen und den Seidenbau.
2. Ueber die Naturgeschichte des Schafs, der Ziege und des grönländischen Wallfisches.
3. Ueber das Glück der braven Menschen in Städten und Dörfern, und über Handlung und Künste, Maße und Gewicht.

4. Ueber den Raub eines Kanarienvogels und den darauf erfolgten Katzenmord.
5. Ueber die verschiedenen Arten von Schiffen, und über die Soldaten und ihre Waffen.
6. Ueber die Geschichte des Brodes.
7. Ueber Doctor Martin Luthers Geburt, Leben und Tod.

Wilhelm.

O! mit ihrer allergütigen Erlaubniß, da habe ich schon einen Einfall. Wie! wenn wir uns von unserer lieben Vaterstadt Lüneburg unterredeten! Gewiß, der Anfang, deucht mich, wäre gut gemacht; denn von seiner Vaterstadt sollte man doch wohl am ersten etwas wissen, ehe man sich um entfernte Gegenden bekümmerte. Und wovon man am mehrsten weiß, davon läßt sich am besten plaudern. Sind Sie es zufrieden, lieber Carl! so bestimmen Sie, wer den Anfang machen soll, das zu erzählen, was er am besten weiß.

Carl.

Sie erzeigen mir zu viel Ehre, und machen mich schamroth. Wenn ich stolz wäre, so würde ich mich auf diesen Vorzug etwas zu Gute thun; aber Sie kennen mich alle zu genau, als daß ich befürchten darf von ihnen für so ein Unthier gehalten zu werden. Ich bin heute Wirth, und will daher ohne alle Umstände die Rechte eines Wirths üben. Lieber kleiner Jacob, Sie sind der jüngste unter uns, sagen Sie uns zuerst, was Sie von Lüneburg merkwürdiges wissen; denn wenn wir andern, die wir viel älter sind, den Anfang machen wollten,

so könnte es gar leicht geschehen, daß wir Ihnen alle Gelegenheit raubten, etwas zu erzählen.

Jacob.

Ja, nun werden Sie Wunderdinge zu hören bekommen. Aber weil ich doch etwas sagen soll, und einer den Anfang machen muß, so mags drum seyn, ich will sagen, was ich weiß. Lüneburg, worin wir alle geboren sind, ist eine alte und die Hauptstadt des Fürstenthums gleiches Namens. Ihrer wird im Jahr 795 schon gedacht, in welchem die Sachsen der Obotriten König Wizzam zu Lüne getödtet haben, und sie macht einen Theil des Churfürstenthums Braunschweig Lüneburg aus. Daß die Ilmenau, oder wie wir alle zu reden pflegen, die Aue, durch die Stadt fließe, wissen Sie alle. Dieser kleine wenig zu bedeuten scheinende Fluß entspringet im Amte Gifhorn unweit Uelzen, und bey der Hooper Schanze fließt er in die Elbe; aber er ist für Lüneburg und viele auswärtige Kaufleute von großer Wichtigkeit, weil auf demselben beständig viele platte Fahrzeuge mit Kaufmannsgütern auf- und abgehen. Ist der Wind nicht günstig, so müssen die Schiffer viele Arbeit und Kosten anwenden, ihre beladenen Schiffe den Strom hinauf zu bringen. Zur Niederlage dieser Kaufmannsgüter sind so wohl in der Stadt als außerhalb derselben große und kostbare Gebäude errichtet, worin alle ankommende Güter so lange aufbewahret werden, bis sie nach der festgesetzten Ordnung nach dem Ort' ihre Bestimmung abgehen können. Um bey diesem weitläuftigen Geschäfte gute Ordnung zu halten, ist ein eigenes

Nieder-

Niederlagsgericht angeordnet, und zur weiteren richtigen Beförderung der Waaren nach allen großen Handelsstädten Deutschlandes sind Factoren, deren Pflicht es ist, die Stelle der Eigenthümer zu vertreten, und beym Abliefern der Güter genau darauf zu sehen, daß sie keinen Schaden gelitten haben, und wo sich dergleichen findet, von Schiffer oder Fuhrmann die Ersetzung, entweder in der Güte, oder durch gerichtlichen Beystand zu fordern, daß sie sich für diese ihre Bemühungen wacker bezahlen lassen, nun! das versteht sich. Wer wird denn auch für ganz unbekannte weit entfernte Leute ohne Nutzen arbeiten wollen? Die Fuhrleute kommen mit beladenen Lastwagen von Prag, Wien, aus Schlesien, von Frankfurt, Leipzig, Braunschweig und anderen Gegenden, und man giebt ihnen die von Hamburg und Lübeck nach allen Gegenden Deutschlandes bestimmten Güter wieder mit, ohne daß sie die geringste Sicherheit stellen, weswegen es dann auch oft geschiehet, daß einer oder der andere die ihm anvertrauten Waren, so bald er damit in Sicherheit ist, verkäuft und in alle Welt gehet, da es den zwischen Kaufleuten und Factoren viele unangenehme Händel giebt, und wichtige Processe erreget.

Die Stadt ist nicht sehr groß. Mann braucht, wie Sie wissen, keine Stunde die Wälle rund zu gehen, aber es sind doch viele große Gebäude darinn, die zum Theil gut ins Auge fallen. Das Rathhaus ist ein ansehnliches großes Gebäude, und hat einen schönen Thurm, worauf ehemals ein schönes Glockenspiel gewe-

sen seyn soll, welches vielleicht bald wieder hergestellet werden dürfte.

Heinrich.

Ach! ein Glockenspiel, so wie im Hamburg? O! daß man gleich Morgen anfienge, es wieder in Gange zu bringen! Gewiß, da würde ich mannigmal nach dem Markte gehen, um es anzuhören.

Carl.

So! Sie machens schön, lieber Heinrich! Muß man einem Erzähler ins Wort fallen? Wahrlich, nun wird Jacob nicht weiter fortkommen, und da müssen Sie an seiner statt fortfahren; und das von Rechtswegen.

Heinrich.

Das will ich gern thun, wenn ich würklich Schuld daran seyn sollte, daß Jacob nicht weiter fort erzählen könnte, ob es mir gleich sehr unangenehm seyn würde; da mir der kleine Redner so ganz vortreflich gefällt.

Jacob.

Seyn Sie unbesorgt, liebsten Freunde, ich weiß schon, wo ich aufgehöret habe, und werde noch eine Weile fort erzählen, bald aber wirds alle seyn. Nicht weit vom Rathhause ist das fürtrefliche Schloß, so ganz ohne äußere Zierrathen aufgebauet, aber desto bequemer zur Wohnung. Schade, daß es schon so viele Jahre leer stehet! Seit einigen Jahren sind auf demselben die prächtigsten Meublen angeschaffet wor-

den,

den, weil man geglaubet, es würde eine fürstliche Person auf demselben eine Zeitlang residiren; allein daraus ist nichts geworden. Der Marktplatz ist geräumig, und vor dem Schloße der Paradeplatz für die Besatzung, so wie die Hauptwache gegen über unter dem Rathhause. Dieser Markt ist mit einigen guten Häusern umgeben, und mitten auf demselben stehet ein Springbrunnen, der vor einigen Jahren wieder hergestellet worden ist; aber trocken stehet, weil man von keiner Wasserleitung das Wasser dazu hergeben will. Bald hätte ich das berühmte Wirthshaus am Markt gelegen vergessen, welches der Schütting genennt wird. Fürsten und Herren, auch angesehene Kaufleute treten daselbst ab, und werden alle zu ihrer Zufriedenheit bedienet; Auch wird daselbst im Winter wöchentlich Ball und Concert gegeben, so wie auch zu aller Zeit für die billigste Bezahlung Hochzeitsgastmahle angerichtet werden. Es sind 3 Haupikirchen in der Stadt, nemlich Johannis, Niklas und Lamberts Kirche, wie auch 2 lateinische Schulen, die sich den Vorzug streitig machen. Das berühmte Kloster zu St. Michael liegt nahe beym Kalkberge, auf welchem es Herrmann, Herzog zu Sachsen, im Jahr 955 zuerst hat aufführen lassen, im Jahr 1373 aber ist es auf den Platz, wo es jetzt stehet, auf Kosten der Stadt erbauet worden. In alten Zeiten war es mit Benedictinermönchen besetzt, welche alle von gutem Adel seyn mußten, 1532 bekannten sie sich zur Evangelisch-Lutherschen Lehre,

1655

1655 aber hob Herzog Christian Ludewig den Convent auf, und legte im Kloster eine Ritterschule an, und neben denselben 1660 auch ein akademisches Gymnasium, welches aber 1686 wieder aufgehoben worden. Dagegen bekam die Ritterschule den Namen einer Ritterakademie. An statt des ehemaligen Abts ist der jedesmalige Landschaftsdirector der Vorsteher des Klosters, der den Titel: Herr vom Hause und Kloster zu St. Michael führet, und sich in seinen Lehns Briefen des Praedicats von Gottes Gnaden bedienet. Neben demselben ist noch ein Ausreiter des Klosters, welcher gleichfals von gutem Adel seyn muß, der die Nebenaufsicht hat. Das Kloster ist mit einer hohen Mauer umgeben, und der Stadt Bothmässigkeit nicht unterworffen. Die St. Michaelis Kirche ist durch die Vorsorge des vorigen Landschaftsdirektors Freyherrn von Marenholz sehr verschönert worden. Merkwürdig ist darin, ein altes Fürstliches Begräbniß mitten in der Kirche, und auf dem Altar die berühmte goldene Tafel, welche ehemals mit dem feinsten arabischen Golde belegt, und mit vielen theils kostbaren Edelsteinen besetzt gewesen, aber im Jahr 1698 durch einen berüchtigten Dieb Nickel List beraubet worden, so daß jetzt nur wenig zurück geblieben, und doch sollen die Ueberbleibsel noch sehr schätzbar seyn.

Wilhelm.

Ich möchte diese güldene Tafel wohl einmal sehen. Wird sie nicht öffentlich zur Schau gestellet?

Jacob.

Jacob.

Nein, sie ist immer fest verschlossen, auf Verlangen aber wird sie allen Fremden gegen eine kleine Erkenntlichkeit geöfnet, und wenn man das treffen kann, so hat jeder die Freyheit, seine Neubegierde zu befriedigen. Nun können wir —

Carl.

O! halten Sie ein, mein lieber Jacob, und erholen Sie sich ein wenig. Gewiß Sie haben meine Erwartung weit, sehr weit übertroffen. Was Sie für ein vortrefliches Gedächtniß haben! Nein, so fertig bin ich in Erzählen nicht. Gelesen haben Sie das alles, doch nimmer. Papa, der Sie so zärtlich liebt, wird das so erzählet haben, und sie haben es als ein aufmerksamer Zuhörer behalten, nicht wahr?

Jacob.

Sie habens gerathen. Papa erzählet uns Kindern des Abends nach Tische immer etwas angenehmes und Lehrreiches, wenn er zuvor unser Verhalten des vergangnen Tages genau geprüfet hat, und da bin ich sein aufmerksamster Zuhörer, weil ich Erzählungen über alles liebe, und uns die Verbindlichkeit oblieget, nach einigen Tagen das wieder zu erzählen, was wir uns gemerkt haben, und wer das nicht kann, bekömmt einen Verweis als ein unachtsamer Zuhörer, dem man ferner nichts erzählen müsse.

Wilhelm.

Wilhelm.

O das ist allerliebst: Wie glücklich sind Sie, kleiner Freund, daß sie einen so guten Papa haben, der Ihnen auch dann noch Unterricht ertheilet, wenn andere sich am Spieltisch hinsetzen und bis in die Nacht die Karten mischen, ohne einmal an ihre Kinder zu denken. Daher kömmts denn auch, daß es so viele dumme, unartige und muthwillige Kinder giebt. — Aber ists mir nun erlaubt zu der bisherigen Erzählung noch etwas hinzuzusetzen; damit sie desto vollständiger werde? Daß Sie mirs aber ja nicht zum Nachtheil auslegen, darum bitte ich recht freundschaftlich, sonst sage ich kein Wort. Es war ja unsere Verabredung, daß ein jeder sagen könne, und sollte, was er wisse. Wie? Sie schweigen! — Nun, das nehme ich als eine Bewilligung meines Vorschlages an, und fahre im Erzählen fort. Das Rathhaus ist nicht nur ein vortrefliches und großes Gebäude, welches der Stadt zur Zierde gereichet, auch die innere Einrichtung ist sehenswürdig. Der Huldigungs Saal, noch ein anderer großer Saal mit vielen alten Gemählden Fürstlicher Personen geziert, die Rathsstube, verdienen gewiß eines jeden Kenners Aufmerksamkeit und Bewunderung: Wenn man sich bey dem Rathhaus-Wirth meldet, so ist derselbe als ein gefälliger Mann bereit und willig, alles Sehenswürdige zu zeigen. Besonders ist ein aufgetrockneter Schweinsschinken merkwürdig, welcher in einem gläsernen Behältniß zum Andenken der entdeckten Salzquelle aufbewahret wird. Man sagt: es habe ein

Schwein

Schwein bey der Quelle gewühlet, und sich darauf an die Sonne geleget, da denn durch die Sonnenhitze das Salzwasser an den Haaren zu Salz geworden. Unter dem Rathhause ist ein geräumiger Weinkeller, wo ein sehr alter Reinwein aufbewahret wird, den man nicht leicht anderwärts so gut finden soll. Bey der Marienkirche ist ehemals ein Kloster der Minoriten gewesen, dessen Gebäude jetzt zum öffentlichen Rathsbücher-saal, Zeughause, Zucht und Waisenhause gebraucht werden. Die Bibliothek enthält einige kostbare Werke, auch Manuscripte. Mittewochen und Sonnabend Nachmittag wird sie einige Stunden geöfnet, wo ein jeder einen Zutritt hat, auch gegen einen Schein, Bücher auf etliche Tage geliehen bekommen kann. Das Zucht- und Waisenhaus ist ein ansehnliches Gebäude, welches 1676 neu aufgeführet worden, und weit mehr beherbergen könnte, als jetzt darin sind, wenn nur die Einkünfte desselben größer wären. Jetzt sind etwa 30 elternlose Waisen darin, die Unterricht im Christenthum, Rechnen und Schreiben und andern nützlichen Arbeiten erhalten, und so lange Nahrung und Kleider bekommen, bis sie ein Handwerk lernen, oder andern Leuten dienen können.

Heinrich.

O, die Waisenhäuser sind in der Welt die allernützlichsten Anstalten. Wie solten sonst so viel arme elternlose Kinder ihren Unterhalt bekommen und erzogen werden? Ich bin einmal in Hamburg gewesen, und habe da der Waisenkinder ihre Sommerlustbar-

keit

keit mit angesehen, da glaub' ich, waren wol 400 Kinder, Knaben und Mädchen, alle sehr sauber und reinlich gekleidet. Sie giengen paarweise durch die Stadt, von ihren Lehrern und Lehrerinnen begleitet und sammleten ein ansehnliches Geld. Einer der Waisenknaben hatte vor allen andern den Vorzug. Er ging im ersten Paar von 2 seines gleichen begleitet, hatte ein besseres Kleid an, und trug einen großen Stock mit einen stark vergüldeten Knopf, und was ihn wol am meisten behagen muste, war, daß man aus allen großen Häusern besonders für ihn Geld schickte, welches ihm in seine Taschen gesteckt wurde denn die allgemeine Sammlung geschah durch verschiedene Waisenknaben mit verschlossenen Büchsen an einer langen Stange. Wie sie die ganze Sadt durchgegangen waren, gingen sie endlich zum Thor hinaus, wo ihnen auf einer Ebene unter grünen Lauben eine gute Mahlzeit zu bereitet war, wobey eine der angesehnsten Kaufmansfrauen als eine besondere Ehre die Aufsicht hatte; welches mie man sagt mit einigen 100 Rthl. Kosten verknüpft sein soll.

Jakob.

Auch unsere Waisenkinder haben jährlich am Annen tage ein solches Fest, wozu Anna von Dassel ein grosses Kapital geschencket hat. Sie gehen an dem Tage seit einigen Jahren ebenfals die Stadt durch, so wie in Hamburg, und sammlen sich eine kleine Summe, die hernach zu ihren Nutzen verwendet wird.

Carl.

Alles was sie sagen, ist allerliebst, und so gut gesagt

sagt, als es irgend Einer von uns würde gethan haben. Aber weiter. Ist ihnen nicht auch das Zeughaus bekannt wo alte Kriegsrüstungen, Schilde, Harnische, Pfeiler und Gewehre aufbewahret werden.

Alle.

O ja! wir habens erst vor einiger Zeit besehen.

Jacob.

Ich erschrak nicht wenig, als ich beym Eingange im ersten Saal die großen blanken eisernen Riesen stehen sahe, und wurde gewiß keinen Schritt weiter gegangen seyn, wenn Papa mich nicht mit sich bey der Hand fortgezogen hätte.

Carl.

Sind sie noch immer so furchtsam, lieber Jacob? Ich dächte, man hätte sie schon längst von aller ungegründeten Furcht befreyet. Man hat in der That keinesweges Ursache, sich für etwas zu fürchten, wenn man fromm ist, und Gott zum Freunde hat, der allenthalben gegenwärtig ist, und seine Kinder vor allem Bösen bewahret. Auch im dunkeln gehe ich im Hause allenthalben herum, ja wenn ich auch auf dem höchsten Boden gehen müßte, so würde ich es getrost thun. Und doch giebt es viele Kinder, die nicht einen Schritt aus der Stube gehn, sobald es ein wenig dunkel geworden ist, daran aber sind

nicht die Kinder, sondern ihre Eltern und das Gesinde Schuld, die ihnen Mordgeschichten, Gespensterhistorien, und vom Knecht Ruprecht und großen Christoph die fürchterlichsten Erzählungen machen. Wir haben ein Dienstmädchen, das schon zehn Jahre in unserm Hause gedienet hat, und gewiß über dreysig Jahr alt ist; allein sie ist noch jetzt so furchtsam, daß sie zusammen fährt, wenn nur des Abends eine Katze die Treppe herunter purzelt. Im dunkeln gienge sie nicht einen Schritt im Hause, wenn sie auch viel Geld damit gewinnen könnte. Sie gestehet es selbst, daß ihr diese Furchtsamkeit nicht natürlich sey, sondern bloß von den vielen Gespensterhistörchen herrühre, die man ihr in der Jugend erzählet habe.

Wilhelm.

Nun wieder zur Sache. Jetzt wird die Sülze an die Reihe kommen. Darf ichs wagen, etwas davon zu erzählen, doch nein! ich fürchte, daß meine Erzählung gar zu schlecht gerathen möge.

Carl.

Das befürchte ich nun eben nicht. Aber für diesmal haben wir wohl genug geplaudert. Lassen sie uns hier eine Pause machen, und uns in diesem schönen Gebüsche ein wenig zerstreuen, um Vogelnester zu suchen, denn wir werden hier gewiß recht viele finden, weil sie hier eben nicht gesucht werden.

Heinrich.

Verzeichniß der Pränumeranten.

A.

Georg Wilhelm Arnnemann.
Charlotte Sophie Albers

B.

Dorothea Susanna Buß.
Hinrich Anthon Bruns.
Hieronimus Carl Bruns.
Johann Heinrich Burgdorff.
Catharina Margaretha Blumenthal.
Margaretha Henrietta von Bostel.

C.

Fried. Wilhelm Carl Clasen.

D.

Johann Friederich Dannenberg,
Elisabeth Dicke,
Heinrich Wilhelm Delius,
Charlotte Sophie Diehlen,
Georg Dahme, zu Clausthal.
} in Lüneburg

E.

E.

Conradine Regine Dorette Elisab. Eden, } in Lüneburg.
August Bernhard Eberwein, }

F.

Anna Sophie Fresen, in Lüneburg.

G.

Friedrich B. Gehle, in Lüneburg, } in Lüneburg.
Georg Christian Gudau, }

H.

Anna Haasen,
Johann Christoph Hollmer,
J. Hintz,
Dorothea Maria Harms,
Margaretha Elisabeth Hennings, } in Lüneburg.

J.

Victor Lud. Georg Janßen, in Lüneburg.
Christoph Ilsemann, zu Clausthal.

K.

Johann Christoph Kiehn,
Friedrich Christian Kohlmann,
Heinrich Ludolph Jacob Kraut,
Clara Sophia Kreitz,
Anna Dorothea Krüger,
Conrad Joachim Kühnau,
Heinrich Küster, } in Lüneburg.

L.

Conrad Christian Wilhelm Lauenstein,
Friederich Lentin,
Anna Friderika Lembke,
Sophia Dorothea Ludewig,
} in Lüneburg.

M.

Regina Dorothea Joh. Martiensen,
Ludolph Himrich Michaelsen,
Jacob Heinrich Paul Michaelsen,
Hartwieg Leonhard Meyer,
} in Lüneburg.

Sophia Magdalena Meyern,
Anna Cathrina Meyern,
Christian Möller,
Albrecht Lud. Müller,
} in Lüneburg.

N.

Wilhelmine Lisette Neuburg, in Dannenberg.

O.

Sophia Maria Oschatzen, in Lüneburg.

P.

Niklas Jacob Prell,
Georgien Catharina Plehn,
} in Lüneburg.

R.

Johann Franz Reinke, in Lüneburg.
Friedrich Christian Andreas Richardt, in Lüneburg.
J. J. Riebock, in Lüchow.
Jacob Wilhelm Röper, in Lüneburg.

S.

Jacob Philipp Sander, in Lüneburg.
Henriette Sellhorn, in Lüneburg.

Anna

Anna Friderika Schrödern,
Christian Jacob Schmidt,
Ludolph Friedrich Schultz,
Johann Christian Schultz,
Christian Friedrich Schmidt,
} in Lüneburg.

Catharina Jls. Schilling,
Catharina Elisab. Schultz,
R. E. Spiermann,
Johann Heinrich Stehn,
Wilhelm Diederich Schultz,
} in Lüneburg.

T.

Magdalena Juliana Thomsen, in Lüneburg.
Johann Christian Twietmeyer, in Lüneburg.

U.

Heinrich Niklas Uhde, in Lüneburg.

V.

Dorothee Elisabeth Vogel,
Margaretha Caroline Völger,
Manna Wilhelmina Völger.
Andreas Jacob Völsch.
} in Lüneburg.

W.

Sophia Dorothee Wäneken,
Christian Warneke,
Dorothea Benigna Windhorn.
} in Lüneburg.

Z.

Johann Hinrich Zahn, in Lüneburg.

Heinrich.

Ja, dazu habe ich größere Lust, als zum Erzählen. Aber was ein jeder findet, das behält er.

Carl.

Nicht so, lieber Freund, alles soll gerade getheilet werden, und was nicht getheilet werden kann, das behält der Finder voraus. Ist das nicht so ihre Meynung lieben Freunde?

Alle.

O ja! das ist freundschaftlich.

---

34. Drey schöne Dinge.

Die Vorsicht hat mit weiser Hand,
Zu unserm bisgen Leben,
In jedem Alter, jedem Stand,
Noch etwas mit gegeben:
Vergnügen, wo sies diensam fand
Und Lasten auch darneben.

Fast jeder seufzt darob, und spricht:
„Mein Bündel drückt mich nieder!
So marrert sich mein Nachtbar nicht."
Und jener murret wieder:
„O weh, o weh, mir armen Wicht!"
Seufzt nichts als Klagelieder.

Der arme wünscht sich Ehr und Geld
Und meint: in goldnen Schätzen
Da könnt ein Mensch auf dieser Welt,
Allein sich hoch ergötzen,
Er mag da ihm der Reichthum fehlt
Kein Erdenglücke schätzen:

Der Bauer dem sein Stier und Pferd
In Ruh dem Acker pflügen,
Dem seine Aue Korn beschert
Hat meistens mehr Vergnügen
Als der, dem Gold und Stand gewährt:
Auf Eidern sich zu wiegen.

Das macht sein froher Menschensinn
Läst jede Lust ihn schmecken.
Er schläft in süßen Träumen hin
Bis ihn die Vögel wecken
Der hat wol himmlischen Gewinn,
Denn immer Sorgen schrecken!

Ihn ahm ich nach und übe mich
Bey ruhigem Gewissen
Der Gotteswelt einfältiglich
In Freude zu geniessen
Um einst wie er so tugendlich,
Mein Leben zu beschliessen.

Drey Dinge sind mir nur bewust
Wol dem sie Gott beschieden!
Sie schencken immer Lebenslust,
Und segnen stets hienieden:
Ein frommes Herz in deutscher Brust
Ein Freund und Seelenfrieden.

Der arme wünscht sich Ehr und Geld
Und meint: in goldnen Schätzen
Da könnt ein Mensch auf dieser Welt,
Allein sich hoch ergötzen,
Er mag da ihm der Reichthum fehlt
Kein Erdenglücke schätzen:

Der Bauer dem sein Stier und Pferd
In Ruh dem Acker pflügen,
Dem seine Aue Korn beschert
Hat meistens mehr Vergnügen
Als der, dem Gold und Stand gewährt:
Auf Eidern sich zu wiegen.

Das macht sein froher Menschensinn
Läst jede Lust ihn schmecken.
Er schläft in süßen Träumen hin
Bis ihn die Vögel wecken
Der hat wol himmlischen Gewinn,
Denn immer Sorgen schrecken!

Ihn ahm ich nach und übe mich
Bey ruhigem Gewissen
Der Gotteswelt einfältiglich
In Freude zu geniessen
Um einst wie er so tugendlich,
Mein Leben zu beschliessen.

Drey Dinge sind mir nur bewust
Wol dem sie Gott beschieden!
Sie schencken immer Lebenslust,
Und segnen stets hienieden:
Ein frommes Herz in deutscher Brust
Ein Freund und Seelenfrieden.

Der arme wünscht sich Ehr und Geld
Und meint: in goldnen Schätzen
Da könnt ein Mensch auf dieser Welt,
Allein sich hoch ergötzen,
Er mag da ihm der Reichthum fehlt
Kein Erdenglücke schätzen:

Der Bauer dem sein Stier und Pferd
In Ruh dem Acker pflügen,
Dem seine Aue Korn beschert
Hat meistens mehr Vergnügen
Als der, dem Gold und Stand gewährt:
Auf Eidern sich zu wiegen.

Das macht sein froher Menschensinn
Läst jede Lust ihn schmecken.
Er schläft in süßen Träumen hin
Bis ihn die Vögel wecken
Der hat wol himmlischen Gewinn,
Denn immer Sorgen schrecken!

Ihn ahm ich nach und übe mich
Bey ruhigem Gewissen
Der Gotteswelt einfältiglich
In Freude zu geniessen
Um einst wie er so tugendlich,
Mein Leben zu beschliessen.

Drey Dinge sind mir nur bewust
Wol dem sie Gott beschieden!
Sie schencken immer Lebenslust,
Und segnen stets hienieden:
Ein frommes Herz in deutscher Brust
Ein Freund und Seelenfrieden.

Der arme wünscht sich Ehr und Geld
Und meint: in goldnen Schätzen
Da könnt ein Mensch auf dieser Welt,
Allein sich hoch ergötzen,
Er mag da ihm der Reichthum fehlt
Kein Erdenglücke schätzen:

Der Bauer dem sein Stier und Pferd
In Ruh dem Acker pflügen,
Dem seine Aue Korn beschert
Hat meistens mehr Vergnügen
Als der, dem Gold und Stand gewährt:
Auf Eidern sich zu wiegen.

Das macht sein froher Menschensinn
Läst jede Lust ihn schmecken.
Er schläft in süßen Träumen hin
Bis ihn die Vögel wecken
Der hat wol himmlischen Gewinn,
Denn immer Sorgen schrecken!

Ihn ahm ich nach und übe mich
Bey ruhigem Gewissen
Der Gotteswelt einfältiglich
In Freude zu geniessen
Um einst wie er so tugendlich,
Mein Leben zu beschliessen.

Drey Dinge sind mir nur bewust
Wol dem sie Gott beschieden!
Sie schencken immer Lebenslust,
Und segnen stets hienieden:
Ein frommes Herz in deutscher Brust
Ein Freund und Seelenfrieden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Michaelsen, Ludolf C.

Angenehme Beschäftigungen für kleine Kinder zur Bildung des Herzens und Verstandes

Bd.: 9

Lüneburg (1785)

Paed.pr. 384-6/10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759233-2
VD18 1273344X-001